

# Gleisliche Chronik



4. Jahrgang Nr. 22 15. August 1911



phot. Atelier „Lilly“ in Breslau

Die Jubelfeier der Breslauer Universität  
Rede des Rektors der Universität, Geh. Rat Prof. Dr. Hillebrandt, beim Festakt in der Aula Leopoldina  
In der Loge auf der linken Bildseite der Kronprinz



phot. Atelier „Lilly“ in Breslau  
Der Kronprinz bei der Abfahrt nach dem Festakte  
in der Aula Leopoldina der Universität



phot. Atelier „Lilly“ in Breslau  
Kardinal Dr. Georg Kopp, der Kultusminister und der  
Herzog von Ratibor vor dem Portal der Universität

### Die Jahrhundertfeier der Breslauer Universität

Stolze Tage hat Schlesien im August gesehen aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Breslauer Universität. Von allen deutschen Hochschulen waren Vertreter der Verbindungen zu dem Feste gekommen, und aus allen deutschen Gauen strömten die alten Herren herbei, um die Alma mater Viadrina mitzufeiern zu können. Das war ein frohes Leben am letzten Julitage und fast die ganze Woche hindurch; überall die schmucken Burschen in ihren Farben, mit frischen, fröhlichen Mienen urfidel und übermütig die Stadt durchbummelnd, und an den vielen Feierlichkeiten teilnehmend. Selbstverständlich fehlte auch das schöne Geschlecht nicht; stolz nahmen die Couleureschwestern an dem Feste teil, soweit es ihnen möglich war. Segen 3000 auswärtige Festteilnehmer soll Breslau beherbergt haben, von alten, würdigen Herren und bemooften Häuptern bis zu krassen Füchsen herab, und hoffentlich haben alle die Gäste von der so oft verkannten schlesischen Hauptstadt eine bessere Meinung heim getragen, als sie auswärts über Breslau, Schlesien und den Osten überhaupt verbreitet ist. An der Teilnahme der Bürgerschaft hat es nicht gefehlt. Ein frohbuntes Flaggenengewand war den Straßen angelegt worden, und die Bürgerschaft hat mit den Festgästen jubelt und mit der begeistertsten akademischen Jugend sympathisiert. Es hat denn auch nicht an Stimmen gefehlt, die die Schönheit des Festes und der Stadt gelobt haben; namentlich die Ausländer haben dabei nicht getarnt, Breslau eine schöne Universitätsstadt zu nennen.

Als besonders schmeichelhaft für Breslau und ganz Schlesien sei bei dieser Gelegenheit die Rede hervor-

gehoben, die der Vertreter der Universität von Paris, Professor Charles Andler, der zum Sprecher der auswärtigen Hochschulen bestimmt worden war, anlässlich des Festmahles im Konzerthause am Nachmittag des 2. August hielt, und die mit Bezug auf unsere Provinz und ihre Hauptstadt wörtlich das Folgende ausführte:

„Meine Herren Breslauer, wir wußten längst von Ihnen, was Sie in einem Jahrhundert stammer Arbeit Großes und Starres geleistet haben. Wenn wir den Eindruck alles dessen, was wir heute gehört haben, zusammenfassen sollen, so müssen wir neidlos anerkennen, daß in dem olympischen Wettspiel, wo sich die Universitäten aller Nationen messen, Breslau mehr als einmal den höchsten Lorbeer davontrug. Längst auch zog uns geheime Sehnsucht nach der Stadt an der Oder, mit dem köstlichen, architektonischen Juwel des alten Rathauses, das allein schon die Reize wert ist. Wohl ahnten wir, daß Breslau nicht mehr so mittelalterlich malerisch aussehen könne, wie wir es kannten aus den Werken von Steffens oder Holtei, von Laube oder Hoffmann von Fallersleben, aus den Büchern F. W. Nitzschs. Aber, daß die schlesische Hauptstadt sich in echtem Reichtum und in so hohem, künstlerischen Wert am schönen Oderstrom dahinstreckt, das ist nicht nur das Werk deutschen Fleißes, nicht einzig und allein der Segen wirtschaftlichen Aufschwungs, sondern, nicht zum mindesten, auch das Verdienst wissenschaftlicher Bildung, hohen technischen Könnens und künstlerischen Geistes, wie gerade die Universität Breslau sie in einer hervorragenden Elite von Männern aufweist. Sie können stolz sein auf Ihre Universität und auf Ihre Stadt.“

Wir hatten einen Begriff vom schlesischen Volkscharakter. Wir kannten ihn als leidenschaftlich und sinnig,



phot. Paul Fischer in Breslau

Szene aus dem Festspiel „Stoßt an! Breslau soll leben!“ beim Jubelkommerse im Festzelt  
In der Mitte Steffens und Körner

als fromm und ernst und doch voll jugendlicher Frische, von den Zeiten der großen schlesischen Dichter im 17. Jahrhundert an, von Angelus Silesius bis herunter auf Eichendorff oder Gustav Freytag. Nun haben wir die sinnige Herzengüte auch an uns erfahren. Wir wahren Ihnen ein dauerndes Andenken an die berückenden Tage der Breslauer Jubiläumsfeier. Wir opfern Ihnen eine volle Gabe innigster Erkenntlichkeit. Möge jeder von Ihnen, wem glückliches Geschick ihn zu uns führt, die Ihnen heute Dank und Bewunderung sollen, eines nicht minder herzlichen Empfangs versichert sein! Möchte ich, indem ich dies Glas im Namen der ausländischen Universitäten erheben darf, nicht allzu sehr zurückbleiben hinter dem, was auszudrücken uns allen Herzensbedürfnis war: den Wunsch für Ihr ferneres Gedeihen und weiteres ruhmvolles Wirken in dieser entzückend schönen Stadt jetzt und immerdar!“

Das Jubiläum brachte Breslau und seiner Universität auch hohen und höchsten Besuch; bekannte und berühmte Männer der Wissenschaft waren in großer Zahl zum Feste erschienen, das die willkommene Gelegenheit zu vielen Ordensauszeichnungen gab. Auch die Stadt und die Universität hat eine hohe Auszeichnung erfahren, indem der letzteren vom Kaiser der Name „Schlesische Friedrich Wilhelms-Universität“ verliehen worden ist zur Erinnerung an den Stifter der Universität, an die trüben Tage des Vaterlandes, denen, von Breslau ausgehend, bald andere, die Tage der Wiedergeburt Preußens, gefolgt sind. Einen schöneren und erinnerungsvolleren Namen konnte so die Universität nicht erhalten, einen Namen, der an den höchsten Patriotismus der Schlesier erinnert. Ernster Patriotismus zog daher auch durch das ganze Jubelfest. Es war ein durch und durch deutsches Fest, ein Verbrüderungsfest zwischen den Akademikern diesseits und jenseits der Heimatgrenzen. Ein deutsch-akademisches Olympia vereinte die akademische Jugend zu edlem körperlichen Wettstreit im Turnen, Rudern, Schwimmen, Fechten und in der Leichtathletik, und die Kneipen und Straßen der Stadt hallten wider von deutschen Studentenliedern. Die

ganze Stadt war den Musen söhnen untertan, und für die Erziehung des deutschen Studenten spricht es, daß trotz des überschäumenden Frohsinns und des jugendlichen Uebermutes der Begeisterung es nirgends zu Uebergriffen kam. So klang das Fest harmonisch aus in allen seinen zahlreichen Veranstaltungen. Was könnte man nicht alles von ihm erzählen, aber der Raum zwingt uns, uns kurz zu fassen und nur im hauptsächlichsten Ueberblick die einzelnen Bilder festzuhalten.

Eine friedliche Festhizung der deutsch-akademischen Olympia leitete bereits am Montag, den 31. Juli, abends die Jubelfeier ein. Die patriotischen Worte, die an die akademische Jugend gerichtet wurden, die zum ersten Male in solch großer Zahl zu körperlichem Wettstreit zusammengekommen war, fanden einen lebhaften Widerhall, und das Band des Frohsinns schloß sich schon am Vorabend der Jubelfeier um die Festteilnehmer. Auf den Bahnhöfen und Straßen erschallten bis tief in die Nacht hinein die Willkommensgrüße und Lieder befreundeter Verbindungen und Kommilitonen, und der folgende erste Festtag zeigte ein noch viel bunteres und fröhlicheres Straßenbild. Die Musen söhne veranstalteten in ihren bunten Pikeschen allerhand Amzüge. Scherz und Allotria wurde dabei getrieben zum Ergötzen und Jubel des Publikums, das an dem frischen Burleskenleben viel Gefallen fand. Die älteren Festgäste feierten manch frohes Wiedersehen nach, ach, oft so langer Zeit; freudig und wehmutsvoll zugleich wurden die Erinnerungen an die frisch-fröhliche, sorglose Studienzeit ausgetauscht, die Jahre und Jahrzehnte zurück hinter dem Grau des Alltags und der Arbeit des Berufes liegt.

Abends fand der feierliche Empfang im Stadttheater statt. Es konnte natürlich bei weitem nicht alle Gäste fassen; das Fest war vorzugsweise den Ehrengästen sowie den Spitzen der Behörden und der Wissenschaft gewidmet, die so zahlreich erschienen waren, daß man einzelne nicht hervorheben kann. Eröffnet wurde die Empfangsfeier durch einen von unserem Voeten Carl Wiberfeld gedichteten und von Fräulein Hedwig Rücker schwungvoll vorgetragenen Prolog. Es folgte ein

zwangloses Essen, und um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr riefen von der Straße die Klänge straffer Militärmusik die Feiernden hinaus auf den Balkon des Stadttheaters. Von da bot sich ein entzückender Anblick. Vom Ringe her wälzte sich eine flackernde Schlange mit rotglühenden Schuppen zwischen den dichten Reihen unabsehbaren Publikums heran: der Fackelzug der Studenten; an 1200 Jünger der Wissenschaft sollen an ihm teilgenommen haben. Der Zug, der von zwei Frankoborussen zu Pferde eröffnet wurde, kam von Scheitnig her, zog zunächst zur Universität und von ihr zum Stadttheater, begleitet von frohen Zurufen des Publikums durch die zum Teil festlich erleuchteten Straßen. Auf dem Zwingerplätze staute sich der Strom der akademischen Fackelträger zu einem Flammenmeere. Dann trat cand. phil. Willy Scheuer (Franco-Borussia) hervor und richtete an den Rektor und den Lehrkörper der Universität eine Ansprache, in der er die Ehrerbietung für die akademischen Lehrer und die feiernde Universität aussprach; er schloß mit einem „Vivat, crescat, floreat alma mater jubiläums.“ Der Rector magnificus, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Hillebrandt, beantwortete vom Theaterbalkon aus die Ansprache, indem er die akademische Jugend und ihre Lebens- und Tatkraft feierte. Mit einem Hoch auf das deutsche Vortugendtum schloß er. Laut klangen die Schläger der Chorgiarten zusammen, und das Hoch brauste weit durch die Stadt hin aus Tausenden von Kehlen. Unter dem Gesänge von „Gaudeamus igitur“ bewegte sich der Fackelzug nach dem Palaisplatz, wo die Fackeln zusammengeworfen wurden.

Feierlicher Glockenklang leitete den zweiten Festtag ein. In aller Frühe war der Kronprinz zu der Hauptfeier aus Berlin angelangt, auf dem Bahnhofe begrüßt von dem Polizeipräsidenten von Oppen und dem Eisenbahnpräsidenten Mallison. Im Auto fuhr er nach dem königlichen Palais und vormittags, umjubelt vom Publikum, zum Festgottesdienst in der Elisabethkirche, an dem weiter von prinziplichen Herrschaften Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen nebst Gemahlin und der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meinungen teilnahmen. Die katholische gottesdienstliche Feier fand in der Matthiaskirche unter Teilnahme des Kardinals Fürstbischof Dr. Kopp statt. Mittags folgte der Hauptfestakt in der Aula Leopoldina der Universität, wieder unter Teilnahme der höchsten Festgäste, und hier verlas der Kronprinz die Allerhöchste Botschaft, die der Breslauer Universität den Namen „Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität“ gab. Endlos war die Zahl der Glückwünsche an die jubelnde Universität aus aller Herren Ländern, von den Universitäten Oesterreichs, Ungarns, Rußlands, Amerikas, Japans usw.; herzlich waren die Reden, die zur Feier der neuen Friedrich-Wilhelms-Universität gehalten wurden, und stattlich die Geburtstags Spenden an das hundert Jahre alte Festkind, voran die Spende der Stadt Breslau, der Grund und Boden für das Studentenheim, die Dotation der Provinz, die Sammlung für das Studentenheim, die Gabe der schlesischen Landwirte für den Neubau des landwirtschaftlichen Instituts, von privater Seite u. a. die hochherzige Spende des Rittergutsbesizers Dr. Paul Schottländer für die Heranbildung von Forschungsreisenden.

Nachmittags vereinigte ein glänzendes Festmahl die Festteilnehmer im Konzerthause; auch hieran nahmen die prinziplichen Herrschaften teil und selbstverständlich die Spitzen der Behörden, darunter, wie bereits am Gottesdienst und der Feier in der Aula, der Kultusminister von Trott zu Solz und der Oberpräsident von Schlesien Dr. von Guenther, wie die Leuchten und Größen der Wissenschaft. Von den Reden ist besonders die des Kultusministers, die das Verhältnis zwischen Universität und Staat behandelte, ihrer Bedeutung wegen hervorzuheben.

Abends beschloß ein Gartenfest im Südpark, zu dem die Stadt die Festteilnehmer als ihre eigenen Gäste

eingeladen hatte, den Hauptfesttag; wohl 10 000 Akademiker waren der Einladung gefolgt, und die Fröhlichkeit stieg aufs höchste.

Ein großer Kommerz im Festzelt beendete am folgenden dritten Festtage die Feierlichkeiten des Jubiläums, das in der Erinnerung aller Teilnehmer wohl dauernd bleiben wird. G. H.

## Colmar Grünhagen

\* 2. April 1828, † 27. Juli 1911

In den Stunden, da die letzten Vorbereitungen zu den für die Feier des hundertjährigen Jubiläums unserer Viadrina in Aussicht genommenen Festlichkeiten getroffen wurden, gingen die sterblichen Ueberreste Colmar Grünhagens im Zittauer Krematorium in Flammen auf. 50 Jahre zuvor hatte er als Privatdozent die Festschrift „Breslau unter den Vasten“ verfaßt, die der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens der Universität zu ihrem damaligen Jubiläum gewidmet hatte. Wie gern würde er ihren neuen Ehrentag mitgefeiert haben, hing er doch mit allen Fasern seines Herzens an ihr, bildete doch sein Wirken in ihrem Rahmen seinen höchsten Stolz!

Grünhagens äußeres Leben verlief nach Art eines Gelehrten daseins einfach und schlicht. Inmitten einer behaglichen Häuslichkeit zu Trebnitz, der Stadt der schlesischen Schutzpatronin, geboren, besuchte er in Breslau das Magdalenäum und Elisabethan, studierte zu Jena, Berlin und Breslau, war hier eine Zeitlang an höheren Schulen (Elisabethan, Heiliger Geist, Friedrichsgymnasium) als Lehrer beschäftigt und wurde 1862 als Nachfolger Wattenbachs zum Vorsteher des Schlesischen Provinzial- und späteren königlichen Staats-Archivs berufen. In dieser Stellung hat er nahezu vier Dezennien jegensreich gewirkt und ist jedem ersten Streben durch Erschließung der ihm anvertrauten Schätze bereitwillig entgegengekommen. Als Universitätslehrer trug er daneben über schlesische Geschichte vor und erschloß wißbegierigen Jüngern die Schriftgeheimnisse mittelalterlicher Urkunden. Unablässig war er bemüht, jüngere Mitarbeiter für die Erforschung der heimischen Geschichte heranzuziehen. Dabei kam ihm zustatten, daß er an Wattenbachs Stelle auch den Voris im Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens, die Herausgabe der Zeitschrift des Vereins und die Oberleitung der von diesem ausgegangenen Veröffentlichungen übernommen hatte. Durch verschiedene Vorträge über die Geschichte von Stadt und Land und durch Ausflüge, die er jeden Sommer mit Vereinsgenossen und Freunden an fesselnde Stellen der Provinz unternahm, trug er, wie die steigende Mitgliederzahl bewies, die Teilnahme an den Vorgängen der schlesischen Vergangenheit in immer weitere Kreise. Als Früchte seiner langjährigen Forschungen erschienen zahlreiche Schriften, die fast alle Jahrhunderte der durch Urkunden und andere Zeugnisse erkennbaren Geschichte der Provinz behandeln, als Summe seiner Beschäftigung mit der Heimatgeschichte zuletzt die zweibändige bis zum Uebergang des Landes an Preußen reichende Geschichte Schlesiens, die, solange Schlesier den Spuren ihrer Vorfahren nachgehen, der Forschung Leuchte und Richtschnur bleiben wird.

Grünhagens Leben reichte über die Ziele, die der Psalmist dem Menschen gesteckt hat, hinaus; aber es blieb steter Arbeit bis kurz vor seinem Erlöschen geweiht. Das hing mit der Rastlosigkeit und Vielfältigkeit seines Wesens eng zusammen. Er war ein fleißiger Wanderer, der auf regelmäßigen Spaziergängen in der Umgebung Breslaus oder durch längeres Verweilen in seinem geliebten Riesengebirge, zuletzt auch durch weitere Reisen in ein milderes Winterklima neue Kräfte sammelte. Die Musik war ihm eine liebe Freundin; zum Preise der Heimat hat er manches hübsche Lied gesungen. Rasch floß ihm auch zur Erhöhung der Festfreude ein

kleines Lustspiel aus der Feder, für das er dann unermüdet im Bekanntenkreise Darsteller warb. Geselligkeit empfand er als Bedürfnis. Gern besuchte er auch bestimmte Kreise von Freunden, unter denen er allzeit ein belebendes und anregendes Element blieb. Wer von diesen Tischgenossen erinnert sich nicht gern der Trinksprüche, die er dabei ausbrachte? Behaglich floß ihm das Wort von der Lippe, und ein schalkhaftes Lächeln umspielte den Mund, der den Hörern Willkommenes in scherzhafter Form bot. Korrekt und verbindlich in allen Äußerlichkeiten, war Grünhagen im übrigen ein Mann von festem Willen und zähem Beharren, mitunter wohl auch scharf und kantig, gleichsam ein rechter Nachkomme jener tüchtigen Männer, die einst als Kolonisten in beharrlichem, kräftigem Ringen unseren schlesischen Boden dem Deutschthum gewonnen haben.

Professor  
Dr. J. Krebs

### Einweihungen

Am 15. Juni wurde in **Publitz** der neue Friedhof für die evangelische Gemeinde feierlich durch Pastor Richter eingeweiht. Der Friedhof unterscheidet sich dadurch bedeutend von dem sonst üblichen Friedhofstypus, daß er ein sogenannter Waldfriedhof ist. Er ist angelegt nach einem Entwurf des Gartenbaudirektors Köhler in Beuthen. Der Kirchhof ist ein interessantes Muster der neuen Friedhofskunst. Unweit der Stadt, am Rande größerer Forsten hat man eine Parzelle mit Laub- und Nadelholzbestand angekauft. Unter den Bäumen, an den Seiten der angelegten Wege, die dem Ganzen ein parkartiges Aussehen verleihen, ist Platz für größere Gruppen von Gräbern für Erwachsene und Kinder und für einzelne Erbgräbnisse geschaffen worden.

### Sitte und Brauch

Eine interessante Vereinigung ist die „Herrenzeche“ in Münsterberg, eine alte Vereinigung von Leichentragern bei Beerdigungen. Der Verein ist im Mittelalter zur Zeit einer „großen Sterbe“ gegründet worden,

erhielt schon 1541 von den Herzoglichen Brüdern Joachim, Heinrich, Johann und Georg von Münsterberg als „Bürgerzeche“ ein Innungsprivilegium bestätigt, das 1655 von dem Herzog Johann Weighardt von Luersperg aufs neue genehmigt wurde. 1779 bestimmten Bürgermeister und Rat von Münsterberg, daß in die Zeche, die nun „Herrenzeche“ genannt wurde, nur aufgenommen werden sollten bei Vermeidung von Strafe: „Gelehrte, Königl. und Städtische Offizianten, Kauf- und Handelsleute, Künstler, Fabrikanten und solche Professionisten, welche der Anzahl nach nicht so häufig hier sind, daß sie ihre Begräbnisse durch ihre Handwerks-Glieder nicht besorgen können.“ Gegenwärtig zählt die „Herrenzeche“ 65 Mitglieder, zumieist Handwerker und Arbeiter. Nach alter Sitte wird bei ihren Zusammenkünften das „Baumölbier“ getrunken. Dies ist Einfachbier, mit Speiseöl gemischt, unter Beigabe von Pfeffer, Salz, Muskatblüte und gerösteten, kleinen Brostüchchen. Bei sorgfältiger Mischung dieses sonderbaren Getränkes vermögen selbst trinfeste Männer nur wenige Schoppen zu zechen. Alter Sitte gemäß, nehmen die Mitglieder auch nach ihrem Mitgliedsalter an den Tischen Platz: die ältesten an der ersten, die jüngsten an der letzten Tafel. Der Zechmeister ist gegenwärtig ein 81 jähriger, früherer Schuhmachermeister. Das Leichentragen bei Beerdigungen besorgen in abwechselnder Reihenfolge nur die jüngsten



Geheimrat Colmar Grünhagen  
an seinem 80. Geburtstag in Gardone (2. April 1908)

Mitglieder, und zwar gegen Bezahlung. Die Zeche leihst dazu gegen Entgelt ein Währtsch.

### Heimatschutz

Von den zuständigen Ministerien ist eine Eingabe des Bundes Heimatschutz, betr. den Schutz beachtenswerter Bäume und Alleen, den nachgeordneten Regierungen zur geeigneten weiteren Veranlassung übermittelt worden. In dieser Eingabe wird darauf hingewiesen, daß der Sinn und die Liebe für die Eigenart und Schönheit alter und schmückender Bäume weiten Kreisen abhanden gekommen zu sein scheint, außer den Alleen seien es einzeln stehende, beachtenswerte Bäume, die neuerdings besonders bedroht sind. So befeitigt man oft die für das Landschaftsbild so charakteristischen Pyramidenpappeln; an manchen Orten habe man sogar die alten Dorflinden nicht geschont. Der Bund Heimatschutz bittet daher, den Gemeinden den Schutz der Dorflinden und weiter den Schutz der Alleen und auch der einzeln stehenden, beachtenswerten Bäume, insbesondere der Pyramidenpappeln, dringend anzupfehlen.

### Stiftungen

Der am 28. Juli verstorbene Breslauer Rechtsanwalt und Notar, Geheimrat Justizrat Ludwig Berger, hat in seinem Testament der Anwaltskammer für den Oberlandesgerichtsbezirk Breslau, deren Vorstand er angehörte, eine Stiftung von rund 1 1/2 Million Mark zugewiesen. Aus den Zinsen dieser Stiftung sollen Witwen und Waisen von Rechtsanwälten, sowie Anwälte selbst, die durch widrige Umstände in Not geraten sind, Unterstützungen erhalten. Geheimrat Berger hat mit dieser Stiftung die Anwaltskammer zu seiner Universalerbin eingesetzt. Ludwig Berger war am 2. Januar 1837 zu Freystadt als Sohn des dortigen Pastors geboren. Er studierte in Breslau Jura, wo er auch der alten Breslauer Burschenschaft der Raczeffs beitrug. Nach Vollendung seiner Studien wurde er zunächst Kreisrichter und später Stadtrichter in Breslau, schied dann aber aus dem Justizdienst aus, um als Direktor in die Breslauer Diskontobank einzutreten. 1879 gab er diese Stellung auf und ließ sich als Rechtsanwalt am Landgericht nieder, in welcher Eigenschaft er sich bald einen ausgezeichneten Ruf und eine umfangreiche Praxis erwarb.

Der Anfang d. J. verstorbene Ehrenbürger von Münsterberg, Rittergutsbesitzer Julius Schottländer auf Hartlieb bei Breslau, hat seiner Vaterstadt Münsterberg durch wiederholte Spenden die Schaffung der herrlichen Stadtparkanlagen ermöglicht. Sein Sohn, Rittergutsbesitzer Dr. Paul Schottländer auf Hartlieb, unterstützt jetzt in derselben hochherzigen Weise die wohlthätigen und gemeinnützigen Bestrebungen der Stadt. Nachdem er bereits im Januar 10 500 Mark überwiesen hatte, hat er kürzlich dem Verschönerungsv. rein zu seinem im September stattfindenden 25jährigen Stiftungsfeste wiederum eine Spende von 10 000 Mark in Aussicht gestellt, ferner eine Spende von 1000 Mark für den dortigen Männerturnverein, der kürzlich sein 25jähriges Vereinsjubiläum feierte.

Erhebliche wohlthätige Stiftungen hat die in Glogau verstorbene Frau Luise Weißstein ausgesetzt. Zur Begründung eines „Eduard und Luise Weißsteinschen Hilfsfonds“ ist ein Kapital von 400 000 Mark verfügbar gemacht worden, dessen Zinserträge fast ausschließlich Wohlthätigkeitszwecken dienstbar gemacht werden. Außer dieser Stiftung sind folgende lektwillige Zuwendungen im Testament vorgesehen: für die Stadtgemeinde Glogau: 1. Prämienstiftung für befähigte Volk- und Mittelschüler; 2. ein Kapital, dessen Erträge zur Unterstützung von Witwen christlichen Glaubens dienen soll; 3. ein Legat für das städtische Krankenhaus zur Stiftung eines Freibettes und zu Geldunterstützungen an Hospitaliten; 4. ein Kapital für das städtische Waisenhaus, dessen Zinsen alljährlich einem Knaben und einem Mädchen bei der

Entlassung aus der Anstalt als Beihilfe für ihr Fortkommen zu gewähren ist. Ferner wurden mehrere Wohltätigkeitsvereine in Glogau, das Kinderheim in Diez a. L., die schlesische Blindenunterrichtsanstalt in Breslau, das Taubstummeninstitut in Liegnitz, die Stadtgemeinde in Hirschberg und die Synagogengemeinden in Glogau und Hirschberg mit Zuwendungen bedacht.

### Aus der Sammelmappe

**Reichenbach.** Drei junge Osmanen sind in das hiesige Königl. Realgymnasium eingetreten. Sie sind ungefähr 18 Jahre alt. Zwei von ihnen sind Mohammedaner; der dritte ist ein christlicher Armenier. Alle drei stammen aus den asiatischen Ländern des Radschah und zwar aus den Städten Damaskus, Angora und Erzerum. Sie haben höhere Schulen ihrer Heimat mit Auszeichnung absolviert und sollen nun hier in wahrscheinlich zweijährigem Aufenthalt deutsche Bildung annehmen.

**Vier Lehrer in 145 Jahren.** In den Zeitungen wurde kürzlich als Zeichen besonderer Sechftigkeit die Tatsache berichtet, daß in einem Dorfe bei Pyritz innerhalb eines Jahrhunderts nur zwei Lehrer gewirkt haben. Aehnliche Verhältnisse kann die schlesische Gemeinde Röversdorf aufweisen. Dort haben in der Zeit von 1765 bis 1909 je ein Lehrer 37, 54 und 45 Jahre amtiert und zwar: Johann Christoph Wolf aus Prausnitz (1765 bis 1802), Johann Gottlieb Benjamin Wolf aus Kleischdorf (1802 bis 1856), Gustav Wölffer aus Siebeneichen (1864 bis 1909). In der kurzen Zwischenzeit von 1856 bis 1864 war ein Lehrer Gruhn aus Radmannsdorf tätig, der im Alter von 30 Jahren starb.

### Literarisches

**Die Theaterblätter Breslaus.** Es liegt nicht in der Absicht, in nachfolgenden Zeilen etwa eine Geschichte des Breslauer Theaters selbst zu geben; das ist bereits durch berufener Hand geschehen. Vielmehr sollen hier die bedeutenderen Blätter, die sich zu ihrer Aufgabe die Kritik der Theaterleistungen Breslaus gestellt hatten, einer kurzen Untersuchung auf ihren literarischen Wert oder Unwert unterzogen werden. Natürlich kommen hierbei auch die Breslauer Theaterverhältnisse\*) gelegentlich zur Sprache, so daß die folgenden Ausführungen gleichzeitig auch als ein, allerdings auf einer anderen Basis fundiertes Kompendium zu den Arbeiten Schlesingers und Sittenfelds angesehen werden können.

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß bei dem durchaus nicht glücklichen Werdegang des Breslauer Stadttheaters das Interesse für daselbe frühzeitig geweckt war und vom gebildeten Teile des Publikums in die breiteren Massen zu tragen versucht wurde. Das beste Zeugnis hierfür sind die im Laufe der Zeit zahlreich erschienenen Blätter für Theaterkritik.

Das erste größere Unternehmen dieser Art sind die im Jahre 1805 zur Ausgabe gelangten „Wöchentliche Theaternachrichten aus Breslau“. Obwohl das Blatt gerade vor Beginn der Unglückszeit, die mit Jena ihren Anfang nahm, erschien, hat es über die schwierigen Kriegsjahre hinaus seine Existenz zu behaupten gewußt, ein Beweis seiner Güte. Ganz im Geiste der Hamburgischen Dramaturgie regidiert, will es entschlossen für die Breslauer Theaterverhältnisse kämpfen, hat die Absicht „nur Gutes zu wirken“, und will beweisen, „daß es ihm nicht an Kraft fehlt, dies zu können“. So geht es denn mit der Leitung sowohl als auch den Darstellern ziemlich streng zu Gericht, aber ohne jede Härte. Der Jahrgang 1806 bringt wohl das beste Zeugnis für die Objektivität des Blattes, eine durch mehrere Nummern sich hinziehende auch heute lezenswerte Abhandlung über das Wesen der Kritik. Mit der Objektivität geht Wahrheitsliebe Hand in Hand. So oft

\*) Schlesinger, Maximilian, Geschichte des Breslauer Theaters von 1522—1841; Breslau, 1898. Sittenfeld, Ludwig, Geschichte des Breslauer Theaters von 1841—1909; Breslau 1909.

es dem Rezensenten unmöglich war, eine Aufführung zu besuchen, steht hinter dem Titel des betreffenden Stückes die lakonische Bemerkung „Haben wir nicht gesehen“. Als eine Hauptaufgabe betrachtete es auch das Blatt, die Deklamationskunst zu fördern, die allerdings, nach den verschiedenen Bemerkungen zu schließen, ziemlich gering gewesen sein muß.

Einen vornehmen, ruhigen Charakter tragen auch die im Jahre 1815 herausgegebenen „Breslauer Theaterblätter“. Der ungenannte Redakteur stellt sich gleich dem großen Reformator Lessing die wichtige Aufgabe, veredelnd und befruchtend auf die (Breslauer) Bühne einzuwirken, von der auch „diejenigen, die von ihr am vorteilhaftesten denken, eingestehen werden müssen, daß ihr Zustand ein höchst verworrenen sei“. (Einleitung Nr. 1815). Der Reigen der Aufsätze wird begonnen mit einer gediegenen Besprechung von Goethes „Egmont“, die dem Autor so wichtig erscheint, daß er sie, entgegen einer ursprünglichen Absicht, in mehreren Nummern fortsetzt. Wir scheinen nicht fehlzueraten, wenn wir diese und viele andere gute Arbeiten dem tüchtigen Literaten Professor Rhode zuschreiben, der in demselben Blatte für das Jahr 1806 einen Prolog „Blick auf Vergangenheit und Zukunft“ mit seinem Namen zeichnet. Am auch denjenigen, die irgend eine Novität nicht gesehen haben, deren Wert zu vermitteln, gelangt öfters Ferse zum teilweisen Abdruck und zur Beurteilung. Alles in allem, die „Breslauer Theaterblätter“ waren ein Unternehmen, das zu einer längeren Existenz berechtigt war. Daß sie schon im nächsten Jahre eingingen, ist schwer zu erklären. Wahrscheinlich ward die notwendige Unterstützung beim Publikum nicht gefunden, das ja durch die damals bereits ziemlich zahlreichen Breslauer Zeitungen und Zeitschriften mit Theaternachrichten versorgt wurde. Und wie notwendig war hier eine Wendung zum Besseren! Denn was das Theater selbst anlangt, so können wir aus dem regelmäßig veröffentlichten Repertoire schließen, daß es sich durchaus nicht zu der von Lessing geforderten Höhe emporzuarbeiten bemüht war, sondern noch völlig im seichten Fahrwasser französischen Geschmackes schwamm.

Auf einen ganz anderen Grundton gestimmt, als die beiden eben charakterisierten Blätter, sind, wie schon der Titel verrät, die „Pistolen“, gerichtet auf das Breslauer Theater in wöchentlichen Kritiken“ (1824). Der Herausgeber dieser Zeitschrift wollte dem Niedergang des Breslauer Theaters, dem es seiner Meinung nach unfehlbar entgegenging, nachdem es am 1. Januar 1824 an den ehemaligen Musikdirektor Bierei „verpachtet“ worden war, entgegenarbeiten. Die Leistungen Biereis, fügt er allerdings entschuldigend hinzu, seien durch die harten Pachtbedingungen beeinflusst worden; darum sollen seine Pistolen vorderhand noch nicht vollgeladen werden, „sie möchten sonst vor Schwefel und Pulver, die so reichlich schon zum Losschießen gespendet sind, jetzt schon plagen.“ Tatsächlich war damals das Theater auf eine ziemlich tiefe Stufe seines Niederganges gelangt, wie wir aus den aufgezählten und der Kritik unterzogenen Stücken ersehen. Demgemäß schießt der Rezensent auch sehr scharf, meistens allerdings auf den „Pächter“ dem er neben der schlechten Auswahl der Stücke die hohen Einheitspreise nicht verzeihen kann. Der Ausdruck „Pächter“ bedeutet hier nichts anderes als eine grobe Beschimpfung des damaligen Intendanten Bierei, der als Leiter des infolge Geldmangels von einem öffentlichen Kunstsinstitute zu einem Aktienunternehmen herabgesunkenen Stadttheaters eine sehr schwierige Stellung hatte. Sehr günstig traf es sich, daß in die Anfänge der „Pistolen“ das Gastspiel Deutschlands berühmtester Schauspielerin, Schröder, nebst ihrer jugendlichen Tochter fiel, „eine herrliche Sonne, die in die Nacht unseres Kunstwesens scheinen wird.“ Den Dank für ihre Glanzleistungen zollen ihr die „Pistolen“ dadurch, daß sie der Künstlerin neben den schmeichelhaftesten Kritiken einen Kupferstich widmen, der sie in ihrer ersten Gastrolle als Fürstin-Mutter von Messina darstellt. Nach

dem Weggange der Künstlerin haben die „Pistolen“ nun noch mehr Gelegenheit, die Schwächen des Breslauer Theaterwesens zu geißeln. Dadurch scheinen sie aber sehr viel Mißfallen erregt zu haben; denn schon das 8. Stück des Blattes muß auf obrigkeitlichen Befehl seinen Kampfeslust atmenden Titel in den weniger gefährlichen „Rosen und Dornen, dem Theater, der Kunst und der Unterhaltung gewidmet“ ändern. Damit verliert die Zeitschrift ihren polemisierenden Ton und nimmt einen mehr unterhaltenden Charakter an. Da dies aber nicht die ursprüngliche Absicht des Verfassers war, mußte er wohl sein Werk als verfehlt angesehen haben; denn er führt es nur noch bis zum Ende des 1. Jahrganges fort, und das so stolze Blatt kündigt sein Ende mit dem bescheidenen Schlußsatz an: „Mit diesem Stücke schließt sich diese Wochenschrift.“

Der nicht gerade günstige Ausgang der „Pistolen“ mochte Hermann Michaelsen, den Herausgeber der „Breslauer Theaterzeitung“ (begründet i. J. 1829), bewogen haben, seinem Unternehmen einen mehr allgemein belletristischen Anstrich zu geben. Der Breslauer Bühne ist in jeder Nummer nur ein kleiner Artikel „Hiesige Bühnen-Chronik“ gewidmet, ein kurzes Repertorium für die halbe Woche. Hin und wieder werden außerordentliche Leistungen in einem längeren Artikel besprochen. Um so mehr wird dagegen leichter Unterhaltungsstoff geboten, der wohl auch allein imstande gewesen ist, das wöchentlich zweimal in Großquartformat erscheinende Blatt zu füllen. Nur dieser Inhalt mochte auch dem Blatte die mehrjährige Existenz gesichert haben, bis schließlich auch Namensänderungen wie „Nordische Theaterzeitung“ usw. den Untergang des Unternehmens nicht aufhalten konnten.

Unstreitig die beste aller dieser Zeitschriften war die von Dr. Karow, dem Rector der hiesigen Kgl. und Universitätsbibliothek redigierte „Theaterzeitung für Schlesien“ (1865). Hier hat man es mit einem Blatte zu tun, das, seinen in der Probenummer ausgesprochenen Prinzipien getreu, mit wissenschaftlichem Apparate und ohne prinzipielle Opposition das Theaterwesen Breslaus und Schlesiens, in zweiter Linie das der auswärtigen Bühnen behandelte. Die angekündigte Erweiterung des Blattes zu einer „Literatur- und Kunstzeitung“ mußte leider infolge der Teilnahmslosigkeit des Breslauer Publikums unterbleiben, und so hat sich die wackere Theaterzeitung nur ein Jahr behaupten können. Was deren Inhalt anlangt, so genüge folgende kurze Charakterisierung: die sachverständige Leitung des Dr. Karow hat das Blatt zu einer Fundgrube trefflicherer Artikel auf dem Gebiete der Literatur und der Musik gestaltet, die auch jetzt noch ihren vollen Wert besitzen, deren Besprechung aber ihre Fülle von selbst verbietet. Die Kritik war vornehm und sachlich.

Es sind hier nur die bedeutenderen Theaterzeitungen des 19. Jahrhunderts in Kürze charakterisiert worden. Natürlich hat es noch andere Blätter dieser Art gegeben, deren Besprechung jedoch weniger interessant sein dürfte. Auch in neuerer und neuester Zeit hat es an Versuchen nicht gefehlt, eine den Verhältnissen angepaßte, dem Theater und der Musik dienende Zeitschrift ins Leben zu rufen, wie z. B. die von Willy Pieper und Paul Allers im Jahre 1905 herausgegebene „Musik- und Theaterzeitung für Ostdeutschland“; aber leider sind diese Versuche aus verschiedenen Ursachen, nicht zuletzt aber an der schon wiederholt erwähnten Teilnahmslosigkeit des Publikums gescheitert. E. M.

## Sport

Auch der Monat Juli war reich an sportlichen Ereignissen. Die Breslauer Wassersportler zeichneten sich wiederholt auf auswärtigen Plätzen aus voran der Breslauer Ruderverein Bratislavia, der seinen Siegeszug durch Deutschland fortsetzte, in Stettin, Posen und Hamburg. In Stettin hatte er auf der dortigen

Jubiläumsregatta die meisten Erfolge des Tages zu verzeichnen. Seine erste Mannschaft schlug im Verbands-Vierer die bekannte Mannschaft des Berliner Ruderclubs Hellas, im Einer siegte Stahnte leicht über den Altmeister Wiegels, und im Gastvierer schlug die zweite Mannschaft der Bratislaven den Berliner Ruderklub und den Danziger Ruderverein. In Posen starteten nur die zweite und die Juniorenmannschaft; zwei Siege waren dort den Bratislaven beschieden. In Hamburg, der klassischen Stätte des deutschen Rudersports, wo sich die besten Mannschaften Deutschlands treffen, schlug die erste Mannschaft der Bratislavia die berühmten Mannschaften des Ludwigshafener Rudervereins und des Mainzer Rudervereins im Verbandsvierer und erwarb dadurch die Anwartschaft auf die deutsche Meisterschaft.

Auch die Breslauer Schwimmer errangen schöne Siegeslorbeeren. In der Odeurmeisterschaft über eine deutsche Meil: blieben die gemeldeten auswärtigen Schwimmer gegen die Fernmeistertouristen des vorjährigen Siegers Bathe vom Alten Schwimmverein Breslau aus, und dieser siegte überlegen in 1 Stunde 11 Minuten 15 Sekunden gegen Fritz Wolf vom Schwimmklub Silesia und Fritz Erbe vom Alten Schwimmverein. Bathe siegte weiter in Leipzig im Brustschwimmen, und bei demselben internationalen Wettschwimmen gewann der Alte Schwimmverein die Seniorbruststafette gegen den Berliner Schwimmklub Poseidon und im Stafettenschwimmen um den Preis der Stadt Leipzig. Bei dem Wettschwimmen in Laurahütte O.-S. zeichneten sich besonders Lorenzi vom Breslauer Schwimmklub Silesia und Czichopad, Gleiwitz, aus. Die Meisterschaft im Wasserballspiel gewann in Breslau der Alte Schwimmverein gegen den Neuen Schwimmverein und den Schwimmklub Liegnitz.

Im Radsport gewann Otto Meyer am 2. Juli in Grünheide den großen Fliegerpreis von Schlesien mit Handbreite vor Arend und einer Radlänge vor Schitting. Im Tandemfahren siegte das Paar Meyer-Schitting mit einer halben Länge vor Arend-Rudel und gewann damit den Preis von Grünheide. Den Breslauer Sommerpreis im Dauerrennen erwarb Janke, (Berlin) vor Ebert, (Leipzig), Thomas (Breslau) und Hall (London). Im Prämiensfahren siegte Rosenberger, im Vorgabefahren Schmittchen. Das Ostdeutsche Ausstellungsrennen, ein Straßenrennen von Breslau nach Posen, gewann Ernst (Radsfahrverein Germania, Breslau), der die 170 Kilometer in 6 Stunden 16 Minuten 10 Sekunden zurücklegte, zweiter wurde Kaiser (Radsfahrverein Germania, Breslau), dritter Baron (Radsfahrverein Pfeil). Ebenso siegte Ernst in der Fernfahrt Breslau-Beuthen über 165 Kilometer in 5 Stunden 12 Minuten 30 Sekunden vor Doerslag und Kaiser, beide ebenfalls „Germania“, Breslau.

Bei dem Pferderennen in Breslau-Süd am 9. Juli siegte M. Hechts „Melitta“ im Schmettowrennen, Rittmeister Hentels „Moses“ im Preis von Breslau, Romanus' „Arene von Edelweiß“ im Zwei-Kilometerrennen, Rosaks „Waterloo“ im Verkaufshürdenrennen, Major Großkreuz' „Rabi“ im Ehrenpreishürdenrennen und Frh. von Heimke's „Lennahn“ im Juli-Jagdrennen.

G. S.

### Persönliches

Der in der Festsetzung vom 1. August zum neuen Rector Magnificus gewählte ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät und Mittdirektor des mathematisch-physikalischen Seminars, Geheimen Regierungsrat, Professor Dr. **Adolf Knefer** wurde am 19. März 1862 zu Grüssow in Mecklenburg geboren, promovierte Ostern 1884 in Berlin mit einer Dissertation: „Irreductibilität und Monodromiegruppe algebraischer Gleichungen“, folgte schon 1889 einem Rufe als ordentlicher Professor der angewandten Mathematik an die Universität Dorpat und kam 1900 als Ordinarius der höheren Mathematik

an die Berliner Bergakademie und mit Beginn des Sommersemesters 1905 an die Universität Breslau, wo er zugleich zum Mittdirektor des mathematisch-physikalischen Seminars ernannt wurde. 1909 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Eine lange Reihe von Arbeiten veröffentlichte er in Fachzeitschriften, besonders in den mathematischen Annalen und im Journal für reine und angewandte Mathematik. In Buchform erschien u. a.: „Ueber einige Fundamentalsätze aus der Theorie der algebraischen Funktionen von mehreren Variablen“ (Sabil.-Schrift, 1884) und „Lehrbuch der Variationsrechnung“ (1900).

## Kleine Chronik

### Juli

23. Im Forstrevier Kobier bei Bleß und im Medlauer Forst bei Brinkenau wüthen verderbliche Waldbrände.
23. Infolge einer Benzinexplosion wird die große Färberei von Cario in Sagan zum Teil zerstört.
24. Bei Ohlau, zwischen Klein-Zentwitz und Jakobine, wird eine Windhose beobachtet, die sich bis zu einer Höhe von 150 Metern erhebt.
26. Bei Emanuelgrube und bei Grünwald im Lausitzer Kohlenbezirk wird der Tagebau durch gewaltige Brände gestört.
26. 300 Morgen Torfwiesen zwischen Mückenberg und Bodwitz gehen in Flammen auf.
28. Der Eisenbahnzug, der Gnadenfrei 3 Uhr 46 Minuten nachmittags in der Richtung Neudorf—Diersdorf verläßt, entgleist zwischen beiden genannten Stationen.
30. In Gegenwart des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen wird das neue Kurhaus in Reinerz feierlich eingeweiht.

### August

2. Morgens 5 Uhr 48 Minuten langt der Kronprinz anlässlich seiner Teilnahme an der Jubelfeier der Universität auf dem Breslauer Hauptbahnhofe an.
2. Der König von Sachsen trifft zu mehrtägigem Besuche auf Schloß Suttentag O.-S. ein.
3. Auf der Kleinbahnstrecke Gleiwitz—Ratibor stürzt eine mit Arbeitern besetzte Drahtseilbahn in der Kurve zwischen Schymokyzh und Mendza um. Einer der Insassen wird getötet, drei werden schwer verletzt.
4. Der Kaiser stattet dem Fürsten Solms-Baruth in Wehrau-Klitschdorf einen Besuch ab.
4. Bei einem heftigen Gewitter schlägt der Blitz in die Beleuchtungsanlage der Hirschberger Waldspiele.

## Die Toten

### Juli

21. Herr Oberstabsarzt z. D. Dr. Christian Preusse, Liegnitz.
22. Franziska Baronin von Dalwig, Brieg.
24. Herr früherer Rittergutsbesitzer Ambrosius Kerber, 73 J., Liegnitz.
25. Herr Kaiserl. Postrat a. D. Heinrich Schuldig, 60 J., Breslau.  
Herr Dampfzägewerk-Besitzer Wilhelm Richter, Rybnik O.-S.
27. Herr Geh. Archivrat Prof. Dr. Colmar Grünhagen, 83 J., Breslau.
28. Herr Gutsbesitzer und Amtsvorsteher Carl Wagner, 89 J., Groß-Perschütz.  
Herr Geh. Justizrat Ludwig Berger, Haynau.
30. Herr Regierungsrat Paul Degner, Görlitz.
31. Herr Rittergutspächter Carl Frank, 67 J., Mittelsteine.

### August

3. Herr Pastor em. Gustav Pähold, Trebnitz.
4. Frau Doris von Unwerth, 47 J., Schmiegrode bei Trachenberg.



## Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(11. Fortsetzung)

Susanne stürzte der Herrin zu Füßen und umfing ihre Kniee. Ein verhaltenes Schluchzen, das immer heftiger wurde, durchschütterte ihren schwächtigen Körper. Dann wurde sie wieder stiller. Beate hatte sie ihren Schreck und Schmerz ausweinen lassen. Dann hob sie das Mädchen sanft auf und versuchte, ihm gut zuzureden.

Damit erreichte sie nun freilich nichts. Susanne wiederholte nur immer wieder ihre Bitten und Beteuerungen. Man möge sie doch nur um Gottes willen nicht zu dem schrecklichen Manne geben, der sich ihr Vater nenne. Freiwillig werde sie ihm niemals folgen, und wenn man sie mit Gewalt wegschleppe, werde sie doch nicht bleiben; sie werde immer wieder dahin zurückkehren, wo ihre Heimat sei, ihr Glück.

Es war eine schwere Stunde für Beate gewesen, diesem Kampfe eines tiefverwundeten Kinderherzens zuzuschauen. Sie hatte es bisher deutlich und Tag für Tag gesehen, wie wohl sich Susanne unter ihrer Obhut fühlte, wie alles das, was zum Idahofe gehörte, die ganze Welt dieses erwachsenen Kindes ausmachte, über die hinaus sie keine Kenntnis, keinerlei Wünsche und Verlangen hegte. Aber erst jetzt gingen ihr die Augen darüber auf, wie fest dieses Kindes ganzes Sinnes und Trachten mit der heimischen Scholle verbunden war, wie dieser einsame, nach ihrem Empfinden langweilige Hof für dieses Mädchen die Heimat sei, und wie diese Heimat für seine Seele den Frieden, das Glück bedeute. Hätte sie es hier nicht selbst erlebt, sie hätte es nie für möglich gehalten, daß eine Heimat, die ihr selbst so reizlos vorkam, eine solche Macht über ein Menschengemüt auszuüben vermöchte.

Unterdes war der Abend des verhältnismäßig warmen Tages herangekommen. Susanne hatte am Nachmittage Handrißchel getroffen. Ihm mußte sie ihr schweres Herz ausschütten. Sie bestellte ihn daher für den Feierabend auf das Holzbänkchen im Garten.

Schon saß sie geraume Zeit dort, fest in ein warmes Tuch eingehüllt. Ihre Blicke glitten über die Blumenbeete, die sie so instandgehalten hatte, wie sie es zu Lebzeiten der alten Frau Barbara getan hatte.

Trübe Gedanken durchzogen ihre Brust. Es durchschauerte sie, wenn sie an den fremden Mann dachte, den sie immer den wilden

Huschker genannt hatten, und der sie wegschleppen wollte, in die fremde Stadt. Und nicht nur den Hof wollte man ihr rauben, auch die beiden Menschen, die sie über alles liebte: ihre gute Herrin und ihren lieben Handrißchel. Nein, den verließ sie nicht, und wenn man sie hundertmal wegholte!

Da kam er leisen Schrittes schon heran, die Lippen gespitzt zu einem lustigen Liedchen.

„Bin ich schon hier, Susa, hast mir was zu erzählen?“ Mit diesen Worten setzte er sich neben sie auf die Bank nieder.

„Ich soll weg von hier, Handrißchel, in die Hauptstadt zu meinem Vater, und schon in den nächsten Tagen!“

Bei diesen Worten löste sich wieder ein Tränenstrom aus ihren rotgeweinten Augen. Sie brachte für eine Weile kein einziges Wort hervor, sondern lehnte sich nur an die Brust des Knechtes und schluchzte leise weiter.

Dem Handrißchel war bei den herzergreifenden Klagelauten Susas alle Lustigkeit vergangen. Er umschlang ihren zarten Körper mit seinem Arme und versuchte, sie zu beruhigen.

Dann mußte sie ihm alles erzählen, was sie von der Herrin über ihr zukünftiges Schicksal erfahren hatte, was sie fürchtete und plante.

„Arme Susa!“ das waren die einzigen Worte, die er hervorbrachte; helfen konnte er nicht. Hätte er mit seinen Fäusten um sie mit dem wilden Huschker ringen können, er hätte sie sicher von ihm erkämpft; hätte er sie durch ein Lösegeld befreien können, er hätte nicht mit seinen Groschen gespart.

Susanne war jetzt ruhig geworden; augenblicklich fühlte sie sich ja so geborgen in seinen starken Armen. Und vielleicht endete doch noch alles gut, wenn sich der Herr, wie es ihr Frau Beate fest versprochen hatte, noch einmal energisch ins Mittel legte; wenn der wilde Huschker wirklich sah, daß sie ihm freiwillig niemals folgte.

Interessiert horchte sie deshalb auf, als Handrißchel ihre Hände faßte und ihr leise sagte, er müsse ihr noch von einem großen Glücke erzählen, über das sie sich mit ihm freuen müsse.

„Werde ich jetzt bald Hochzeit machen, Susa.“

„Du Hochzeit machen? Mit wem?“ fuhr es Susanne rauh heraus und unwillkürlich riß sie sich ein Stück von ihm zurück.

„Habe ich großes Glück gehabt, werde ich die hübsche Marianne heiraten,“ antwortete unbefangen der Knecht.

Heute hatte er ihr das Geheimnis auf jeden Fall verraten wollen. Auf ihr Erstaunen hatte er sich schon gesteut, und ihrer freudigen, aufrichtigen Teilnahme war er sicher. Schade nur, daß gerade heute ein tiefer Kummer sie bedrücken mußte; sie hätte sonst gewiß viel fröhlicher über seine Zukunft mit ihm geplaudert.

So war sie auffallend still, ganz still, als hätte sie nichts von ihm gehört.

Handrischek war ein schlichter Mensch und ein schlechter Menschenkenner; wäre es aber Tag gewesen und hätte er ihr ins Antlitz schauen können, dann wäre er doch wohl stutzig geworden.

Rothweiß waren ihre Wangen auf einmal geworden; wie entgeistert starteten ihre Augen vor sich hin ins Leere.

Noch immer schwieg sie weiter. Handrischek wunderte sich darüber nicht. Sie konnte eben nicht los von ihrem neuen, großen Kummer. Wie hätte er ihr das verdenken können?

Noch immer hielt er ihre Hände gefaßt. Jetzt suchte er nach ihrem Antlitz. Mit seiner rauhen, harten Hand fuhr er streichelnd über ihre abgekehrten, feuchten Wangen.

„Hat mir Panje das Gartenhäuschen zum Wohnen gegeben, und werden wir im Sommer alle drei hier sitzen, gelt, Susa? Wirst mir immer gut bleiben und ich dir auch!“

Ein Pfiff ertönte plötzlich vom Idahofe her. Handrischek kannte ihn. Er kam von seiner Marianne, der er einst selber das Pfeifen gelehrt hatte, und die nun diese Kunst anwandte, wenn sie guter Laune war. Er erhob sich von der Bank, um dem vereinbarten Zeichen zu folgen.

„Kommst du mit Susa, ist es hier schon kalt!“ forderte er das Mädchen auf.

Doch Susanne verharrte noch auf der Bank.

„Laß mich noch eine Weile hier, ich komme gleich nach!“ rief sie ihm hüstelnd zu. Der Knecht machte Miene, zu gehen.

Da plötzlich, eben als er die ersten Schritte gegangen war, fühlte er sich von zwei dünnen Armen umschlungen. Sie gehörten Susanne, die ihm nachgeeilt war.

„Johann, mein guter Johann, du warst immer gut zu mir! Ich wünsche dir dafür viel, viel Glück mit Marianne! Und vergiß deine arme Susa nicht!“

Flüsternd waren die Worte ausgesprochen, ganz nahe hatte der Knecht den heißen Atem ihres Mundes gespürt. Jetzt umschlang sie ihn noch heftiger als zuerst, stellte sich auf ihre Beine und preßte heiße, lange Küsse

auf des Knechtes Mund. Dann ließ sie ihn ebenso plötzlich los, wie sie ihn vorher gefaßt hatte. Und leise sprach sie zu ihm: „Sei mir nicht böse, Johann, nur einmal, nur ein einziges Mal wollte ich dich abküssen, ich konnte nicht anders, ich mußte es tun! Geh jetzt zu Marianne, geh, Johann! Mein Wunsch ist erfüllt.“

Johann Handrischek hatte gar nicht gewußt, wie ihm plötzlich geschah. Wie sollte er sich Suses Wesen deuten. Erst hatte sie gar nicht darauf geachtet, was er sagte, und jetzt war sie so erregt, wie er sie noch niemals gesehen hatte, die stille, sanfte, schüchterne Susa.

Mit diesen Gedanken der Verwunderung ging der Knecht in den Idahof.

Susa war wieder auf ihren Sitz zurückgetaumelt. Sinnend lehnte sie sich an den Gartenzaun zurück und atmete den Duft der Reseden ein. Nein, für sie gab es keine Blumen im Leben mehr! Der heutige Tag hatte ihr alles genommen, was sie je besessen hatte, die Heimat und ihren Handrischek. Ohne ihn würde sie in der Ferne nicht leben können, in der Heimat auch nicht. Wäre es da nicht am besten gewesen, den Tod zu suchen, nun, da ihr Heimat und Liebe doch gestorben waren? Sie war eben der verachtete Wildling, der es nie so gut haben durfte wie andere Menschen. Sie war das Stiefkind des Schicksals.

Auf dieser Bank hatte sie so oft als eine Glückliche gesessen; jetzt war sie es nicht mehr, würde es nie mehr sein. Sie wollte Platz machen, anderen, denen das Glück getreuer war als ihr. O, könnte sie ihn wirklich glücklich machen die Marianne! War es denn nicht dann auch ein Glück für sie, die ihn so sehr liebte? Und zeigte sie ihre Liebe nicht am meisten, wenn sie dieselbe verberg, so tief, daß kein Mensch davon erfuhr? Am besten in den Tod hinein!

Susanne fröstelte zusammen. Ja, es war Zeit aufzustehen. Schnell entschlossen erhob sie sich und eilte aus dem Garten hinaus, auf das Buchenwäldchen zu.

\* \* \*

Am anderen Morgen war Susanne zum Frühstück noch nicht unten. Marianne wollte sie wecken gehen. Susa war gestern wahrscheinlich spät schlafen gegangen und hatte heute infolgedessen die Zeit verschlafen.

Beate hinderte Marianne an ihrem Vorhaben. Susa habe den Schlaf nötig, und man solle daher ruhig warten, bis sie selber aufwache. Sie werde dann schon herunterkommen.

Aber Susanne kam diesmal nicht herunter, obgleich es schon gegen zehn Uhr war. Beate wurde jetzt unruhig. Ob dem Mädchen am Ende doch etwas zugestoßen war? Sie gab Marianne den Befehl, einmal oben im Kämmerchen des Küchenmädchens leise nachzusehen.

Diese kehrte nach kurzer Zeit mit der überraschenden Meldung zurück, daß Susi nicht oben und daß das Bett überhaupt noch unbenutzt sei.

Ein plötzlicher Schreck durchzuckte bei diesen Worten Beatens Brust. Seit sie dem Mädchen die Mitteilung von der Absicht ihres Vaters gemacht hatte, war sie wie umgewandelt, gewesen. Sollte sie aus Furcht vor ihrem ungewissen Schicksal etwas Unvorsichtiges getan haben?

In dem Augenblicke trat jemand in das Haus ein. Es war der Triller vom Fuchslande. Ohne einen Morgengruß zu sagen, stieß er aufgeregt die Meldung hervor: „Ach, die Susi hat sich ertränkt. Draußen liegt sie am Rande des Buchenteiches. Ich habe sie gesehen, als ich vom Fuchslande nach dem Dorfe ging.“

\* \* \*

Am Nachmittage dieses Tages war Huschker in die „Krone“ von Lautenbach eingekehrt. Dort hatte er sich erst Mut getrunken für seine heutigen Pläne.

Eine Stunde später polterte er in den Idahof hinein. Schimpfend verlangte er nach seiner Tochter. Salden und Beate führten ihn an die Bahre, wo sie tot und bleich dalag. Dieser Anblick schien Huschker auf einmal wieder zur Besinnung zu bringen. Er brummte etwas vor sich hin und schritt fluchend wieder durch den Torweg hinaus.

Beate holte jetzt einen Myrtenkranz herbei. Sie hatte selber das Grün im Garten gepflückt und auch selber den Kranz gewunden. Leise und behutsam drückte sie ihn der Toten ins Haar. Salden bemerkte, wie eine Träne dabei aus ihren Augen die Wange herunterran.

Euse war nun dahingegangen; das Band, das die Tote unmerklich zwischen Beate und dem Hofe gewoben, aber blieb. Beate war sich dessen freilich nicht bewußt, aber Richard ahnte diesen glücklichen Zusammenhang der Dinge, als er einen letzten Blick auf Suses Leichnam warf und sein Weib dann stumm hinwegführte.

### VIII.

Die Kunst auf dem Dorfe.

An einem sonnigen Januartage schritten zwei Männer durch das geöffnete Tor in den

Idahof. Sie wurden von den Leuten im Hofe respektvoll begrüßt. Der eine von den Männern war der Pastor Haller, der andere der Kantor Mahner.

Beide Männer waren noch nicht allzulange im Musikantendorf. Beide waren von dem starken Wunsche beseelt, ihr Amt nicht nur dem Buchstaben nach auszufüllen, sondern nach bestem Können und Wissen unter ihrer Gemeinde zu wirken.

Darum begnügte sich Haller nicht nur mit den ihm obliegenden Predigten, sondern suchte vielmehr die einzelnen Leute selber auf, um an ihren Lebensgeschichten teilzunehmen, ihre kleinen und großen Nöte kennen zu lernen und sich ihnen tatsächlich als ein Seelsorger und als ein praktischer Ratgeber in religiösen und weltlichen Dingen zu zeigen. Weil die Leute bald merkten, daß ihn dabei nur Liebe und Freundlichkeit leiteten, erschlossen sie ihm bald ihr Herz und hörten auf seine Worte. So war Haller bald der Gemeinde in vielen Dingen zum Segen geworden.

Wie Haller hatte sich auch der Kantor bald die Achtung und Liebe der Gemeinde erworben. Als er als junger Mann ins Dorf gekommen war, hatte ihm eigentlich noch der Sinn nach der Stadt gestanden. Da aber seine Frau das Leben auf dem Lande liebte, und er sich selber bald unter den Dorfleuten heimisch fühlte, hatte er sich schließlich dazu bequemt, für immer hier zu bleiben.

In der Schule, wohin die großen wie die kleinen Kinder jetzt merkwürdig gern gingen, hatte der Kantor manche segensreiche, neue Einrichtung getroffen; aber sein Wirken ging auch über die Schule hinaus.

Er suchte vor allem auch die Großen, die Eltern für die Erziehung der Kinder zu begeistern. Im Verein mit Haller hatte er in der Gemeinde sogenannte Elternabende eingeführt, in denen neben Gesängen und Deklamationen der Schulkinder meist Vorlesungen aus deutschen Dichtungen oder leichtverständliche Verträge über Erziehungsfragen geboten wurden.

Jetzt kam es dem Kantor in den Sinn, auch die darstellende, dramatische Kunst in den Dienst seiner Erziehungsidee zu stellen. Eine Jugend- und Volksbühne sollte eingerichtet werden. Ja, wenn es ihm dabei nur nicht an passenden Stücken gemangelt hätte! Er dachte nach über einfachere Stücker, die er in Großstadttheatern selbst gesehen oder von denen er gehört hatte. Aber nein, die paßten für seine Zwecke leider nicht.

Da kam Mahner auf den Gedanken, selbst einen Stoff dramatisch zu bearbeiten. Es

gab ja Stoffe genug, die in der Phantasie der Kinder, in der Einbildung der Erwachsenen lebten, warum sollte er das nicht dichterisch umgestalten?

Die Begeisterung für die schöne Sache ergriff ihn mächtig, und nach einigen Wochen war es fertig, was er brauchen konnte: für die Kinder das Märchenspiel „Hänsel und Gretel“, für die Erwachsenen der „Rübezahl“.

Nachdem Haller eine Weile mit den Leuten und vor allem mit dem Handrißkef, den er kürzlich erst getraut hatte, gesprochen hatte, folgte er dem Kantor ins Haus.

Der Besuch der beiden Männer galt diesmal eigentlich Beate. Sie sollte bei dem nächsten Familienabend die Klavierbegleitung zu den beiden Stücken übernehmen und außerdem eine Sonate vierhändig mit ihm spielen. Ihre Kunstfertigkeit im Klavierspiel war bekannt, und dadurch war Wagner auf seine Bitte verfallen.

Beate kam dieser Wunsch der beiden Männer überraschend. Sie wollte den höflich und freundlich Bittenden nicht mit einem schroffen Nein entgegentreten, und doch widerstrebte es ihr auch, ja zu sagen.

Dem angenehm würde die Rolle wahrscheinlich nicht sein. All die fremden Menschen würden sie wieder so neugierig angaffen wie bei Frau Barbaras Begräbnis, und dann: was sollte die Kunst, ihre Kunst hier unter den Dorfleuten? Waren die die Mühe wert, die sich Pastor und Lehrer machten, und der auch sie sich unterziehen sollte?

Aber die beiden Männer, die ihre Gedanken zu erraten schienen, ließen nicht nach, von ihrer hohen Aufgabe zu reden, und ihren Bitten gelang es endlich auch, Beates Zusage zu erwirken.

Richard war nicht wenig erstaunt, als er vom Felde kam und von dem Besuche und seinem Erfolge hörte. Diese Bereitwilligkeit hatte er seinem Weibe eigentlich nicht zugetraut. Leise pfiß er vor sich hin. Wer konnte wissen, ob hier nicht wieder ein trefflicher Same gelegt worden war, der auch gute Frucht tragen konnte?

\* \* \*

Das Honoratiorenstübchen in der „Krone“ war heute abend ausnehmend gut besetzt. Heute zum Sonntag gestattete sich nicht nur der dicke Zogalle seinen Ausgang, auch die meisten anderen Bauern waren da. Heute gab es ja in freudiger Erwartung des morgigen Abends viel zu sprechen. Von den eigenen Kindern hatte man viel über das schöne Märchenspiel gehört, das morgen gegeben werden sollte, und betreffs der Rollen des „Rübezahl“ ging schon längst ein geheimnisvolles Raunen.

Das Interessanteste aber schien allen das zu sein, daß Frau Beate ihre Mitwirkung bei dem Abende zugesagt hatte. Die Erwähnung ihres Namens leitete bald ein willkommenes Gespräch ein.

„Und ich bleibe dabei,“ meinte Onkel Brix und schlug auf den Tisch, „eine Gutsfrau, wie sie sein soll, ist sie nicht, und sie paßt auch nicht zu uns.“

„Sie will ja auch nichts von uns wissen,“ warf Franz Martens ein, „und den Salden läßt sie überhaupt nicht mehr ausgehen.“

„Na, wenn er sich eben so wohl zu Hause und bei ihr fühlt, dann kann man's Salden nicht verdenken, wenn er sein Haus der Eheleute vorzieht,“ entgegnete der sanfte Friedrich Zorn.

Der dicke Zogalle sah den kleinen Zorn bei diesen Worten kopfschüttelnd an. Wie konnte man nur von der „Krone“ eine so geringe Meinung hegen!

„Und stolz soll sie schrecklich sein,“ fiel ein anderer ein. „Mit manchen von ihren Leuten hat sie überhaupt noch kein Wort gesprochen.“

„Das hat man ja auch bei dem Begräbnis der Frau Barbara gesehen,“ meinte bestätigend Franz Martens. „Nicht eine Träne hat sie am Grabe der guten Frau vergossen.“

„Wenn sie wirklich so wäre,“ gab der kleine Zorn zur Antwort, „dann hätte sie die kranke, verachtete Euse nicht so gut gepflegt. Dem toten Mädchen hat sie selber noch einen Myrtenkranz geflochten und ins Haar gesteckt.“

Der Onkel Brix wollte sich eben zu einer neuen Bemerkung über Beate anschicken, als die Tür aufging, und der lange Hesse ins Zimmer trat.

Jeder hatte den neuen Gast etwas zu fragen, und Onkel Brix mußte daher seine angefangene Rede über Beate hinunter schlucken.

\* \* \*

Der Montag-Abend war da. Der freundlich geschmückte Saal der „Krone“ war voller Menschen. Da saßen sie alle bei einander: die Bauern mit ihren Frauen an besonderen Tischen, hinter ihnen die „kleinen Leute“ und noch weiter hinten die Tagelöhner, Knechte und Mägde. Da gab es feinere Leute in vornehmer Kleidung, aber noch mehr derbe Gestalten mit schwieligen Händen, gebräunten Gesichtern, in einfachen Kitteln und schweren Holzschuhen.

Da, ein kurzes Klingeln wird hörbar. Das dumpfe Murren hört auf. Totenstille herrscht im Saal. Alle Gesichter sind nach der Bühne gerichtet, wo eben jetzt der Vorhang in die Höhe geht.

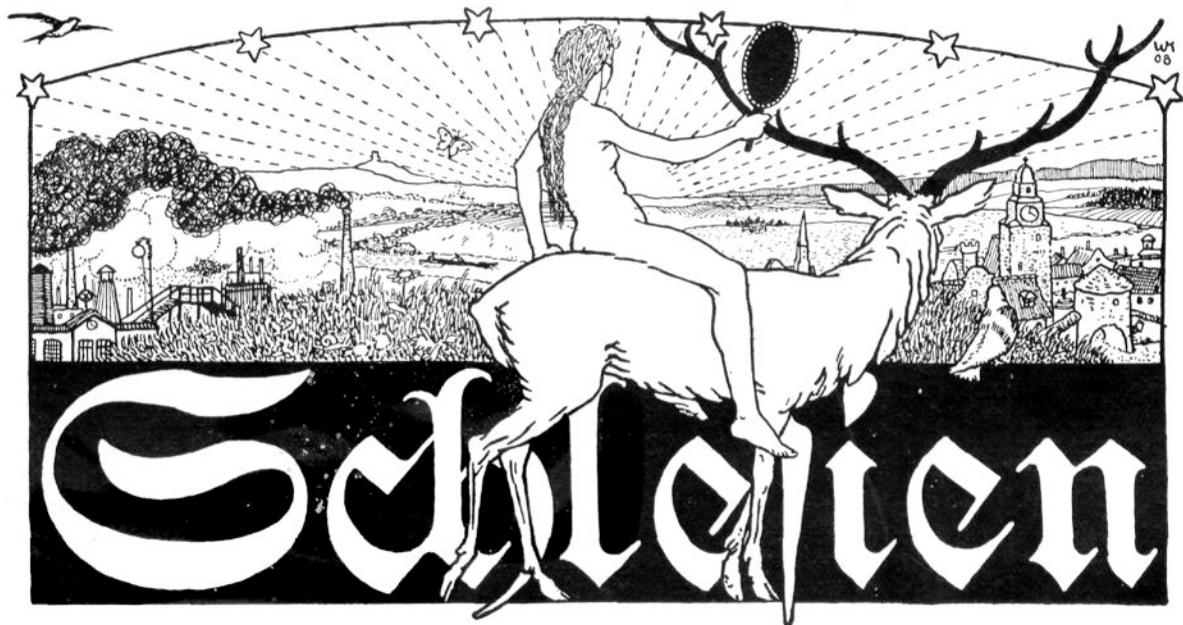
(Fortsetzung folgt)



Schloß Heinzendorf  
Parkansicht  
*Bogno p. listier*

phot. Ed. van Delden in Breslau





## Heinzendorf und der Warteberg

Von Karl Obst in Breslau

Ueber Heinzendorf und den Warteberg verzeichnet der Verlag des Deutschen Schloßeralbums: „Das Rittergut Heinzendorf mit dem Vorwerk Schönbrunn und sieben Bauerngütern im Kreise Wohlau ist seit November 1905 in Verbindung mit dem benachbarten Rittergute Esdorf mit Vorwerk Klein-Breesen, Kreis Trebnitz, in der Hand des jetzigen Besitzers, Kaufmann Georg Rißling, Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie.

Als Eigentümer in alter Zeit nennen halbverwitterte Grabsteine an der Pfarrkirche daselbst eine Frau Barbara von Lamberg, geb. von Rothkirch (gest. 1584) und ihren Gemahl Siegismund von Lamberg auf Heinzendorf und Schimmelwitz (gest. 1619). Nachdem später die Besitzer häufig gewechselt, kam Heinzendorf in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an einen Herrn Canabäus, später an den Senator Herrn Eduard Büsing aus Bremen, der es nach vierzigjährigem Besitze dem gegenwärtigen Gutsherrn käuflich überließ.

Aus Anlaß des 75 jährigen Bestehens der Firma Conrad Rißling und im Andenken an den Gründer des alten Breslauer Handelshauses schenkte sein Enkelsohn, Herr Georg Rißling auf Heinzendorf, im Mai 1910 dem Diakonissenhause Friedenshort in Niechowitz das ihm gehörige Landschloß auf dem Warteberge bei Riemberg, Kreis Wohlau, nebst einem schönen Park und einer Wiese zur Errichtung

einer „Heimat für Heimatlose“. Das am Fuße des Warteberges gelegene Rittergut Riemberg befindet sich seit 1550 im Besitze der Stadtgemeinde Breslau.

Das Heinzendorfer Schloß ist gegen das Jahr 1720 vermutlich durch die Familie von Seherr-Hof erbaut worden. Noch jetzt schmückt das Schloßportal an der Rückseite ein kombiniertes Wappen der Freiherren von Seherr-Hof mit von Wenky und Petersheyde.

Der jetzige Besitzer ließ das Schloß in den Jahren 1909 und 1910 gänzlich renovieren und im Innern künstlerisch ausstatten.“

Diesen kurzen Mitteilungen seien noch folgende archivalische Notizen hinzugefügt:

Die Ortschaft Heinzendorf wird im Landbuche des Fürstentums Breslau zum ersten Male im Jahre 1301 erwähnt, in der Urkunde vom 7. April 1301, durch welche Herzog Heinrich III. von Schlesien, Herr von Slogau, seinen Wald bei Uradz (Auras) dem Abt Dietrich und dem Konvente des Klosters Leubus für 600 Mark verkauft. Die Urkunde nennt den Ort „Heynrichsdorf, que Bagino vulgariter nuncupatur“, woraus zu ersehen ist, daß das Dorf damals im Volksmunde Bagino genannt wurde. In jener Zeit hatte Jesco von Simacowitz vom Herzoge Heinrich von Slogau fünfzehn Hufen Acker in Heinzendorf zu Lehen, welche er 1337 dem Poppo

von Haugwitz überließ, der auch die übrigen Teile erwarb. Poppo von Haugwitz besaß damals auch das benachbarte Dyhernfurth.

In einer Urkunde des Kardinals Johann (Bischof von Sabina) vom 14. Januar 1376 wird in der „sedes Trebnicensis“ die „ecclesia in Henczindorf“ angeführt.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts befand sich Heinzendorf, wie die oben erwähnten Grabdenkmäler beweisen, und die Obergerichtsbücher bestätigen, im Besitze der Familie von Lemberg (Lamberg).

In der Graf Hoverden'schen Sammlung schlesischer Grabdenkmäler und Grabinschriften ist bei Heinzendorf der Grabstein eines 1619 verstorbenen Knaben Siegismund von Lamberg erwähnt.

Die Reihe der Besitzer von jener Zeit an hier zu nennen, würde zu weit führen; wir wollen uns darauf beschränken, den Besitzübergang des Gutes Heinzendorf an die Familie von Seherr-Thoß nachzuweisen und die Besitzfolge bis in unsere Tage fortzuführen.

Die wohlgeborene Frau Eva Catharina von Roth, geb. von Brittwik, hatte am 2. Juni 1718 aus dem Rudolf von Schreibersdorf'schen Nachlasse die Güter Heinzendorf und Schönbrunn für den Kaufpreis von 45 000 Thl. und 400 Floren Schlüsselgeld erstanden. Ihre Rechte aus jenem Kaufvertrage trat sie nun in der Urkunde vom 18. Juli 1719 an die Jungfrau Johanna Friederike von Wenkly, vertreten durch ihren Vater, Johann Friedrich von Wenkly auf Müden- und Abendorf ab. Die jugendliche Ersterbin der Güter verheiratete sich später mit Heinrich Leopold, Freiherrn von Seherr-Thoß, Erbherrn auf Krumpach. Aus der Zeit dieser Ehe stammt das oben erwähnte Doppelwappen an der Rückseite des Schlosses, das damals offenbar erbaut worden ist. Wie aus einer Löschungsbewilligung vom 13. Juli 1750 ersichtlich ist, war Frau von Seherr-Thoß in diesem Jahre schon verstorben. Die Güter erwarb nach ihrem Tode der überlebende Ehegatte mit Einwilligung der majorennen Kinder und des Vormundes der minorennen Kinder, Johann Friedrich von Wenkly auf Mückendorf, für 33 424 Thlr. Dem Erwerber wurde am 30. November 1751 der Adjudicationschein erteilt. Nur wenige Jahre noch blieben die Güter im Besitze des Freiherrn Heinrich Leopold von Seherr-Thoß. Schon im Jahre 1756 verkaufte er sie für 38 000 Thlr. an den Landrat des Neumarktschen Kreises, Johann Rudolf von Seidlitz auf Jeschendorf, Nieder-Strufe und Schmachtenhain, der später, bei dem Guldigungsbesuche Friedrich Wilhelm II., 1797 in den Freiherrnstand erhoben wurde.

Damals verwüstete Schlesiens Gaue der furchtbare siebenjährige Krieg, und das Kriegsjahr 1760 brachte gerade jenen Gegenden ungeheuerliche Verwüstungen. Unsereröstlichen Nachbarn, die lieben Bundesgenossen Oesterreichs, waren es, die in den Kreisen Wohlau und Trebnitz beweiskräftigste Beispiele russischer „Kultur“ lieferten. War schon ihr Zug nach Breslau, bei dessen Belagerung sie den Oesterreichern Hilfe leisten sollten, durch eine einzige große Brandstätte gezeichnet, so spotteten die von ihnen auf dem Rückzuge (Breslau war durch Tauenziens heldenhafte Verteidigung mit Hilfe des Prinzen Heinrich entsetzt worden, ehe die Russen nahen konnten) verübten Greuel jeder Beschreibung. Der Brief eines Unbekannten, vermutlich des Stiftsamtmannes zu Trebnitz, an eine Breslauer Dame aus jenen Tagen gibt uns hiervon eine furchtbare Schilderung: „Ich könnte Euer Gnaden viele Leute nennen, die schon theils erstochen, theils wegen Rantschuh gestorben, theils noch in des Todes Gefahr liegen, ich kann Ihnen sagen, daß keine Schandthat zu erdenken, die diese Rotte Korah und Dathan nicht ausgeübet, Sechswöchnerinnen, Hochschwangere, Jungfern, biß auf den Tod sind sie geschändet, daß letztere gleich geböhren müßen . . .“. Man kann es dem Brieffschreiber nachfühlen, wenn er ausruft: „Gott laße es genug seyn und werfe die Ruthe ins Feuer, die unser Vaterlandt bereits durch der Barbarn Einfall gezüchtiget hat!“

Die langen Kriegsjahre hatten Schlesien ausgesogen und das Land entwertet, und Herr von Seidlitz mag froh gewesen sein, als er seine Güter am 12. Juli 1766 für den erheblichen Minderpreis von 28 000 Rthln. (und 100 Dukaten Schlüsselgeld) an Gustav Eugen Ferdinand Freiherrn von Bosadowsky, „Er. Königl. Maytt. hochbestalten Rittmeister“, verkaufen konnte, der sich nach den harten Strapazen der langen Kriegsjahre wohl in dem lieblichen Hügellande einen behaglichen Ruheplatz schaffen wollte. Nach seinem im Jahre 1777 erfolgten Tode fielen die Güter an seine Gattin und Universalerin Sophie Wilhelmine, geb. von Schenk, die am 23. April 1778 als Eigentümerin eingetragen wurde. Sie überließ die Güter durch Vertrag vom 2. April 1781 dem Rgl. Kämmerer, Domherrn des hohen Cathedralstiftes zu Halberstadt, Ludwig Friedrich Wilhelm Grafen von Schlabrendorf, Herrn auf Stolzing, und dessen Gemahlin Maria Theresia, geb. Reichsgräfin von Nimptsch, Freiin von Fürst und Oels „um ein gewisses geeinigtes Kaufpretium von 28 000 Rthlr. nebst 100 Dukaten Spec. Schlüsselgeld“.

Aber auch in der Familie Schlabrendorf blieben die Güter nicht lange. Schon zwei



Der Warteberg, Südanficht (Blick nach der Oderniederung) phot. Ed. van Delden in Breslau



Der Warteberg, Nordanficht (Blick nach dem Dorfe Nienberg) phot. Ed. van Delden in Breslau



Schloß Heinzendorf  
Neue Halle

phot. Ed. van Delben in Breslau

Jahre später, am 4. August 1783, wurden sie dem Fräulein Karoline Philippine Reichsfreiin von Schönau und Beuthen für 26 000 Rthlr. und 50 Dukaten — also mit Verlust — verkauft.

Diese muß die Güter durch gutes Bewirtschaften in die Höhe gebracht haben; denn bei ihrem Wiederverkauf wurden sie in dem Vertrage vom 24. April 1788 für 37 600 Rthlr. (also mit einem Zuschlag von 11 600 Rthlr.) von dem Freiherrn Andreas Alexander von Schlichting, „Rgl. Preuß. Generalmajor wie auch General-Senior und Praesident des Consistorii in Groß-Pohlen“, erworben, der außer ihnen noch die Güter Sallschütz, Graben, Wildkau und Nechlau besaß. Freiherr von Schlichting starb 1792 und hinterließ eine minorene Tochter, Helene Karoline Henriette, die mit dem Grafen Hans Friedrich Bernhard von Schweinik (gen. von Schlichting) verheiratet war. Laut Testament sollte die Tochter als Universalerin die Güter für den festgesetzten Wert von 34 000 Thln. übernehmen. Bei Abtaxierung durch die Rgl. Preussische Justiz-Kommission des Breslauer

Kreises, deren ausführliche Taxe noch vorhanden ist, ergab sich ein Wert von 29 247 Rthlrn. 3 Silbergroschen.

Aus jener Zeit ist uns in Zimmermanns Beiträgen zur Beschreibung Schlesiens folgende Notiz erhalten geblieben: „Heinzendorf. Dasselbst werden 45 Feuerstellen gezählt, als nebst einer kath. Mutterkirche, 1 herrschaftlich Schloß, 1 Vorwerk, 1 Pfarrhaus, 2 Schulhäuser, 9 Dienstbauern, 4 Frey- und 11 Dreschgärtner, 3 Häusler, 1 Wasser-, 2 Windmühlen, 9 andere Häuser, Summa 421 Einwohner, worunter 1 Oelschläger, 1 Schmidt. Ferner gehört noch hierher Schönborn, ein besonders liegendes Dorf von 1 Vorwerk, 6 Frey-, 11 Dreschgärtnern, 1 Häusler, 4 anderen Häusern. Die Menschenzahl ist beim Hauptguth mitgerechnet.“

Die Ehe der Freiin von Schlichting mit dem Grafen Schweinik wurde geschieden, und im Jahre 1811 schloß die geschiedene Gattin eine zweite Ehe mit dem Polizei-Distriktskommissarius Friedrich Gottlieb Canabäus. Am 11. Dezember 1820 gingen die Güter in seinen Besitz über, die ihm seine Gattin für



Schloß Heinzendorf  
Neue Halle

phot. Ed. van Selden in Breslau

den hohen Preis von 46 000 Rthln. und 50 Dukaten Schlüsselgeld überließ.

Durch notariellen Vertrag vom 24. Oktober 1850 verkaufte Canabäus die Güter dem Baumeister Gustav Kießler aus Görlitz, der sie nach 11 jährigem Besiz an den Kgl. Kreisrichter Friedrich von Versen durch Vertrag vom 19. Dezember 1861 weiterverkaufte. Auch in dessen Hand blieben die Güter nicht lange. Am 14. August 1867 erwarb sie der Bremer Kaufmann Eduard Büsing, in dessen Besiz sie nahezu 40 Jahre verblieben.

Heinzendorf und Schönbrunn gehören nicht zu den Gütern, die, wie so viele in Schlesien, sich durch Jahrhunderte hindurch als alter Familienbesiz von Generation zu Generation in ein und derselben Adelsfamilie vererbt haben. Sie haben häufig, wohl nicht zu ihrem Vorteile, die Besizer gewechselt, und erst nach ihrem Uebergang in bürgerliche Hände scheinen sie sich in einen rechten Familienisiz umwandeln zu wollen.

Allen Naturfreunden Breslaus, die in ihrer freien Zeit aus dem Getriebe der Großstadt hinauswandern, um die intimen Schön-

heiten der Breslauer Umgebung kennen zu lernen und zu genießen, ist der Warteberg wohlbekannt, der den Wanderer, der von Obernigt nach Riemberg zustrebt, bei dem Heraustreten aus dem herrlichen Walde begrüßt, und von dessen Gipfel man einen herrlichen Blick ins Odertal und nach dem Gebirge zu hat.

Auch die Volkspoesie hat an dem Warteberge Interesse genommen und über die Entstehung seines Namens eine, allerdings sehr gezwungene Sage hervorgebracht, ähnlich der, wie wir sie in Breslau über die Abstammung des Namens Scheitnig (aus Scheide nicht!) zu verzeichnen haben.

Die heilige Hedwig, so erzählt die Sage, soll häufig von Trebnitz nach dem Kloster Leubus, dessen Abt ihr Beichtvater war, gepilgert sein. Auf dem Rückwege soll sie bis zu dem Berge bei Riemberg von den Leubuser Klosterleuten begleitet worden sein, wo sie von ihrem Trebnitzer Klostergefolge „erwartet“ wurde. Davon soll die Bezeichnung „Warteberg“ stammen.

Schon auf den ersten Blick muß uns diese Herleitung als an den Haaren herbeigezogen

erscheinen, und sie wird urkundlich zuverlässig widerlegt. Wie die im Breslauer Stadtarchiv vorhandenen Akten der Stadtlandgüter beweisen, trug der Warteberg im Jahre 1713 den durchaus unchristlichen Namen „Venusberg“. In dem aus jenem Jahre stammenden Revisionsbericht über die städtischen Wälder ist folgendes gesagt: „Auff dem sogenannten Venus-Berge ist nichts besonderlich von Holz, sondern es dienet am besten Sommerszeit denen hinauff Spazierenden zu Einem Schatten“. Aus diesem Revisionsberichte können wir gleichzeitig ersehen, daß auch unsere Altvorderen die schöne Aussicht des Berges und seine prächtige Umgebung geschätzt haben. Auch auf der aus dem Jahre 1874 stammenden Grundbesitz Karte ist der Name Venusberg noch erwähnt. Die Bauschkeische Karte vom Jahre 1804 erwähnt zuerst den Namen „Warteberg“ und verzeichnet auf ihm Baulichkeiten.

Roland (1839) preist die Schönheit des „Lustortes“ Warteberg in Superlativen: „Unfern Riemberg liegt der Warteberg, auf dessen südlichem Gipfel ein Kaffeehaus steht, das von nah und fern stark besucht ist. Zu dem höheren, nördlichen Gipfel führen Stufen — hier oben angelangt, hat man die entzückendste Aussicht.“ Dieser Aussicht widmet er eine ein-

gehende Schilderung, der man jedoch hinzusetzen muß, daß man viele der von ihm erwähnten Fernblicke nur hat — wenn Petrus damit einverstanden ist und den Blick nicht durch Wolkenwände auf die Oderniederung beschränkt.

Der Warteberg war offenbar früher herrschaftlicher Besitz (Riemberg). Später gehörte er zu dem anstoßenden Bauerngute Nr. 39 in Riemberg. Im Jahre 1840 trug er die besondere Hypothekennummer 66 und ging am 9. Oktober 1840 für 6000 Rtl. in den Besitz des Kafetiers Conrad Rißling, des Großvaters des jetzigen Besitzers, über. Dieser schuf um das Jahr 1875 durch Umbau der auf dem Warteberge befindlichen Wirtschaftsgebäude für sich einen Ruhesitz, der ihm in seinem arbeitsreichen Leben Erholung gewähren sollte. Sein Enkel, der jetzige Besitzer, errichtete durch völligen Umbau das jetzige Landhaus, das er in edelsinniger Weise bei dem 75 jährigen Jubiläum der weltbekannten Breslauer Biergroßfirma Conrad Rißling (im Mai vorigen Jahres) den Zwecken der Allgemeinheit widmete und vielen eine Heimat schuf, denen ein rauhes Geschick dieses beste Gut der Kindheit und des Werdens vorenthält. Gegenwärtig haben schon 92 Kinder in diesem herrlich gelegenen „Heim“ Aufnahme gefunden.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Schloß Heinzendorf  
Neues Portal

# Kaiserin Friedrich und ihre Beziehungen zu Schlesien

Von E. Busch in Breslau

Seit einem Jahrzehnt schlummert die am 5. August 1901 verstorbene Kaiserin Friedrich den ewigen Schlaf. Der vielgeliebte Kaiser Friedrich, „unser Fritz“, ist uns Schlesiern besonders eng verbunden. Zahlreiche Fäden verknüpften ihn fest mit unserer Provinz. Aber auch seine Gemahlin war uns keine

Fremde. Wiederholt weilte sie in unserer Heimat. Schon in ihren frühen Mädchentagen werden die Namen Breslau und Schlesien einen besonders lieben Klang für sie gehabt haben. Bekanntlich verlobte sich die ehemalige princess royal der

Königreiche Großbritannien und Irland, die älteste Tochter der Königin Victoria von England und des Prinz-Gemahls Albert, in sehr jungem Alter mit dem preussischen Prinzen Friedrich Wilhelm. Der Brautstand währte deshalb einige Jahre. Der hohe Bräutigam weilte während des Jahres 1857 als Kommandeur des 11. Regiments in Breslau. Wie viele Brautbriefe mögen bei der innigen, gegenseitigen Zuneigung über den Kanal geflogen sein! Mit welcher Freude mag die

jugendliche „Rose von England“ die Schreiben, welche aus Breslau und Schlesien kamen, in Empfang genommen haben, sei es nun in Schloß Balmoral in den schottischen Hochlanden, in Osborne auf der lieblichen Insel Wight, im stolzen Schlosse zu Windsor oder im imposanten Buckingham-Palaste! Prinz Friedrich Wilhelm, welcher sich in Breslau sehr wohl fühlte und von allen Kreisen der Bevölkerung vergöttert wurde, wird vermutlich auch viel über seinen, ihn sehr befriedigenden Aufenthalt in Schlesien an seine

geliebte Braut berichtet und so freundliche Gedanken für unsere Heimat angeregt haben. Seine hohe Verlobte war eine eifrige Brieffschreiberin, und Moltke, welcher zu der Breslauer Zeit Adjutant des Prinzen war, weiß zu berichten, daß Prinzess „Vicky“ einst vierzig Seiten an ihren

Auserwählten sandte. Im Juni 1857 unternahm der Prinz von Breslau eine Besuchsreise zu seiner Braut, und im September wurde die Verlobung, welche bisher nur dem beiderseitigen Familienkreise mitgeteilt worden war, öffentlich bekannt gegeben. So waren für die Kaiserin Friedrich mit dem Namen Schlesien die holdesten Erinnerungen an die Maienzeit ihres Lebens verknüpft.

Daß Kaiser Friedrich sehr gern in Breslau gewesen ist, geht u. a. daraus hervor, daß er bei seinem Scheiden einer Abordnung gegenüber äußerte, er nähme nicht für immer Abschied, sondern hoffe auch als Ehemann in ihrer Mitte zu leben. Leider ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung. Auch später, 1864, sprach die Königin von England Bernharde ge-

genüber ihre Meinung dahin aus, daß ihr Schwiegerohn ein General-Kommando in Breslau sehr passend und wünschenswert für sich fände. Dieses Glück wurde unserer Hauptstadt — wahrscheinlich aus politischen Gründen — nicht zuteil.

Als der Prinz im Januar 1858 zur Vermählung nach England reiste, übergab er als Symbol der Treue aus schlesischem Golde hergestellte, in Breslau angefertigte Trauringe. In der bedeutungsvollsten Stunde ihres Lebens schmückte das junge Paar somit



phot. Heinrich Graf in Berlin

Die Kaiserin Friedrich mit ihren Töchtern, den Prinzessinnen Charlotte und Victoria

eine schlesische, im Städtchen Reichenstein gewonnene Gabe. Als Hochzeitsgeschenk wurde ein Teppich von riesigen Dimensionen, als Erzeugnis schlesischer Industrie in Schmiedeberg angefertigt, überreicht. Der Oberbürgermeister von Breslau war der Redner der Deputation.

Oester hat die hohe Frau im Laufe der Jahre unsere Heimat mit ihrer Gegenwart beehrt. Der erste längere Aufenthalt, welchen sie in unserer Provinz nahm, dürfte der auf Schloß Erdmannsdorf im Riesengebirge, im Sommer 1859 gewesen sein. Der kleine Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, damals einige Monate alt, begleitete seine Eltern. Am 17. September wurde eine Koppenspartie unternommen. Bis Brückenberg benützte man die Wagen. Dann ritt die Prinzessin eine kurze Strecke. Der letzte Teil des Weges wurde trotz strömenden Regens in heiterster Stimmung zu Fuß zurückgelegt. Auch diese Zollernfürstin hat mithin, gleich der unvergeßlichen Königin Luise, auf Preußens höchstem Bergesgipfel gestanden, das schöne Schlesien zu ihren Füßen. Das prinzipliche Paar nahm in leutseligster Weise Anteil an dem Leben der Gebirgsbewohner. So wohnten Prinz und Prinzessin z. B. der Trauung eines Tiroler Paares in der Kirche von Erdmannsdorf bei. Als Folge dieser Reise ist es wohl anzusehen, daß der Prinz im Oktober das am Fuße der Schneekoppe gelegene Buschvorwerk nebst dem dazugehörigen Schlosse ankaupte.

In dem bedeutungsvollen Jahre 1866 finden wir die Kronprinzlichen Herrschaften wieder in Erdmannsdorf. Mehrere Wochen nach Beendigung des Krieges weilten sie dort und widmeten ihre Zeit in aufopfernder Weise der Leitung und Förderung der Lazarette für die im Kriege verwundeten Kämpfer. Die wenigen Tage der Muße wurden zu Ausflügen in die herrliche Gebirgswelt benützt.

Auch ins Manövergelände begleitete die fürstliche Frau ihren erlauchten Gemahl. Im Jahre 1875 berichtet der Kronprinz in einem Briefe an den ihm befreundeten König von Rumänien darüber folgendes: „Die Kronprinzessin hat soeben in Schlesien ihr Leibhusarenregiment dem Kaiser vorgeführt, was großes Aufsehen erregte, weil sie ihre Sache wirklich vortrefflich machte; dabei sah sie in

der einfachen, kleidsamen Uniform besonders gut aus.“

Im Jahre 1882 weilte sie aus demselben Anlaß in Breslau. Als schneidige Reiterin, gleichfalls in der Uniform ihres 2. Leibhusarenregiments, der sogenannten Totenkopfhüsaren, nahm sie im September am Kaisermanöver im Kreise Wohlau teil und beehrte bei diesem Anlaß einige schlesische Magnaten mit ihrem Besuch. Das letzte Mal, daß Kaiserin Friedrich in unserer Heimat weilte, war im Herbst des Jahres 1898. Die Kaiserkrone hatte nur 100 Tage über ihrem Haupte geschwebt, und von ernster Witwentrauer war ihre Gestalt umhüllt. Der Anlaß ihres Besuches war gleichwohl ein freudiger. Die hohe Frau kam als Gast ihrer Tochter, der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, welche damals in unserer Mitte lebte. Deren einziges Kind, Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen, feierte am 24. September 1898 ihre Vermählung mit dem Prinzen Reuß XXV. Kaiserin Friedrich dehnte ihren Aufenthalt auf einige Tage aus und besichtigte auch eingehend die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt.

Am Vermählungstage fuhr sie, die liebliche Braut zur Linken, den Bräutigam gegenüber, zur Trauung in die Lutherkirche. Welche Gedanken mögen das Herz der Kaiserin bestürmt haben! Hierher nach Breslau richtete sie im Rosenschimmer des Brautglückes ihre Briefe an den geliebten Verlobten. Nach 40 Jahren, als seine Witwe, geleitete sie die blühende Enkelin in derselben Stadt zum Traualtar. Die Verse Chamisso's aus „Frauenliebe und -leben“ sind der erlauchten Frau damals vielleicht durch den Sinn gegangen:

Traum der eignen Tage,  
Die nun ferne sind,  
Tochter meiner Tochter,  
Du, mein süßes Kind!

Das Bild auf S. 629 zeigt die Kronprinzessin auf der Sommerhöhe ihres Lebens in Gesellschaft ihrer beiden ältesten Töchter Charlotte und Viktoria. Erstere ist uns Schlesiern später besonders nahe getreten, da sie bekanntlich als die Gemahlin des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen jahrelang in unserer Hauptstadt residierte.



# Land und Leute in Oberschlesien

Von E. Grabowski in Oppeln

(Fortsetzung)

Die folgenden zwei Bilder zeigen uns die Roßberger Tracht oder wenigstens Teile derselben noch völlig echt. Zugleich führen sie

uns oberschlesische Volkstypen vor, die den Beweis geben, daß auch in Oberschlesien die Menschheit nicht so häßlich ist, wie sie oft geschildert wurde und wird.

Der Dargestellte ist der Bauer Fizek, der bis vor kurzem Gemeindevorstand in Chorzow war, eine prächtige Mannesgestalt. Er geht sowohl bei der Arbeit, als auch am Sonntag nur in Roßberger Tracht. Sie ist sehr gediegen; feinstes Tuch und Leder werden dazu verwandt. Zu einem echten Anzuge gehören hohe, bis zum Knie reichende Stiefel, gelbe Lederhosen, die in die Schäfte gesteckt werden, manchmal auch blaue, pludrige Tuchhosen (jetzt selten), Weste und Rock. Die Weste ist sehr lang; sie gleicht einem ärmellosen Schoßrock und heißt im Volksmunde „Kamizolka“ (Ramisol). Sie ist rot eingefärbt und mit flachen Knöpfen besetzt. Zur Arbeit wird sie über ein rot- oder grauwoollenes Hemd getragen und ersetzt den Rock. Die Farbe der Weste und des Rocks ist schwarz oder dunkelblau; nur selten ist die Weste rot. Sie läßt oben am Halse und über der Brust einen Teil der Knöpfe offen, damit das am Sonntag weiße Leinenhemd sichtbar bleibe. Ein Umlegtragen und ein weiches, seidenes Halstuch vervollständigen den Anzug, zu dem Sonntags noch der Rock (polnisch Brzuslek) kommt. Der Rock ist gleichfalls rot ausgenäht und mit

flachen Knöpfen besetzt, die früher allgemein, jetzt seltener, landwirtschaftliche Symbole eingepreßt hatten. Die Knöpfe an dem Rocke des

hier abgebildeten Bauern sind der Reihe nach mit dem Bilde eines Pflügers, Säers, Schnitters, Binders, Einfahrers und Dreschers verziert. Die Prägung ist sehr hübsch.

Die Burschentracht weicht in Schnitt und

Ausstattung etwas von der Männertracht ab. Zu festlichen Gelegenheiten wird sehr viel gutes Band, teils westenartig, teils auf dem Rocke getragen. Dazu kommen große, bunte, künstlich von Glas, Papier und Filigran hergestellte Blumensträuße. Die Burschen, die heutzutage nur in wenigen Fällen — meistens arbeiten sie auf Gruben und Hütten — dem Bauernstande angehören oder nur nebenbei Landwirtschaft betreiben, tragen die gelbe Lederhose nicht mehr.

Ein langer, blauer Tuchmantel wurde früher von den Roßbergern getragen und ist heut noch hie und da, anlässlich von Hochzeiten z. B. zu finden.

Die weibliche Tracht ist gleichfalls reich und kostbar. Eine echte Roßberger Bäuerinnen-tracht kostet manchmal 200 Taler. Ärmere Leute stellen sie billiger her. Die im Bilde auf Seite 632 vorgesehene Bäuerin ist die Frau des Bauern Fizek. Ihre Kleidung nähert sich schon der städtischen, besonders die schwarze Samtjacke, die hier deutlich die Uebergangstracht vorstellt. Unter der Jacke trägt die Bäuerin das kurze Leibchen und das puffärmelige



Bauer in Roßberger Tracht

Hemd, sowie das bunte Brusttuch. Das Kopftuch ist rot mit grün-gelbem Muster — echt bäuerlich. Die Roßberger Mädchentracht gleicht in ihren Grundzügen der Frauentracht. Plüsch, Seide und Tuch werden hauptsächlich für Rock und Schürze verwandt. Die Grundfarben sind dunkel: schwarz oder blau. Das Leibchen ist mit Band, Silberliken und kleinen Lederquasten geschmückt. Ueber dem feinen Leinenhemd wird eine breite Spitzenkrause getragen, dazu eine seidene Schleife mit lang herabfallenden Bändern von meist blauer Farbe. Perlen dürfen nicht fehlen. Eigenartig ist der Kopfschmuck für Hochzeiten und Kirchenfeste.

Das Haar (Siehe das Bild auf S. 570) wird von einem breitem Bande haubenartig bedeckt. Daran reiht sich eine Krause von fächerartig gelegtem, breitem Seidenband, die den Hinterkopf bedeckt und das Gesicht frei läßt. Eine hohe Myrtenkrone bildet den Abschluß. Rückwärts fallen, von der Myrtenkrone ausgehend, schwere Bänder bis zum Rocksaum. Sie werden auf dem

Hinterkopfe durch Schmuckspangen gehalten und befestigt. Das Band ist oft sehr teuer. Manches reiche Mädchen braucht zu diesem Putz für 60 Mark und darüber Bänder. Aermere Mädchen verwenden dazu wenigstens 20 Mark. Zu Marienfesten wird der Anzug ganz weiß gewählt, der Bandschmuck ist dann blau.

Der Anzug der Kinder gleicht dem der Mädchen.

Die Hochzeitsitten waren früher sehr reichhaltig und sind es zum Teil noch heut. Es sind viele abergläubische Gebräuche damit verbunden. Neben anderen ist die Haubung

der Braut sehr interessant. Sie vollzieht sich in folgender Weise: Im Hochzeitshause nehmen die Frauen gegen zehn Uhr, während die Gäste noch tanzen, die Braut in ihre Mitte und bilden einen Kreis um sie. Während die Musik spielt, singen sie den Vers eines

Hochzeitsliedes und tanzen um die Braut. Die Burschen suchen den Kreis zu durchbrechen. Gelingt es ihnen, so dürfen sie die Braut herzlichst abküssen. Sie werden natürlich wieder von den Frauen verscheucht. Dann wird der zweite Vers eines Liedes gesungen, in dem die Braut von ihren Mädchenjahren Abschied nimmt. Dabei wird der Kreis um sie immer enger, bis sie für die außerhalb des Kreises Stehenden nicht mehr sichtbar ist. Unter Gesang wird ihr dann der Kranz aus dem Haar genommen und auf einen Teller gelegt. Die Frauen setzen ihr nun die Haube auf, die manchmal sehr kostbar ist. Die gute Sitte verlangt es, daß sie sich gegen das Hauben wehrt. Zweimal wirft sie die Haube auf die Erde. Erst das dritte mal behält sie sie auf. Nun werden Reden gehalten, die den neuen Stand der Braut zum Gegenstande haben. Dann öffnet sich der Kreis, und die Braut wird in der Haube dem jungen Ehemann zugeführt. Während des nächsten Tanzes gehen drei Frauen im Saale



Bäuerin in Roßberger Tracht

herum. Eine trägt Kuchen, eine Wein, die dritte den Kranz auf dem Teller. Sie geht damit von Gast zu Gast und sammelt Geld in den Kranz. Dieses Kranzgeld ist zum Taufgeld für das erste Kind des jungen Paares bestimmt. Es wird manchmal beim Sammeln sogar betont: „Gebt etwas in den Kranz; denn



Eine Hochzeitsgesellschaft aus der Gegend von Rattowitz

aufs Jahr wird ein Sohn oder eine Tochter kommen, da werde ich es brauchen!“ Noch vor wenigen Jahren wurde bei solchen Hochzeiten neben dem Walzer der oberschlesische „obracany“ getanzt. Dabei stellte sich der Hochzeitsvater mit seinem Weibe vor die Musikanten und sang zum Tanze selbstgedichtete Lieder. Dieser Brauch ist seit etwa fünfzehn Jahren aus der Mode. Vereinzelt kam er noch vor drei, vier Jahren vor. Am Tage nach der Hochzeit findet diese Feier in fast gleicher Weise im Hause des Bräutigams statt. Nach der vollendeten Hochzeit wird im Hause der Brauteltern noch eine Nachfeier für alle älteren Frauen gehalten.

Die Roßberger haben von alters her in der Beuthener Kirche das Recht auf die besten Plätze. Gegenwärtig ist die Gemeinde sehr groß und wohlhabend.

Ähnlich wie in Roßberg gehen die Leute in Chorzow gekleidet. Die Frauen tragen immer über einer eng anschließenden, weißen Leinenhaube das rote Kopftuch. Es wird im Nacken geknüpft. Allerliebste sehen die kleinen Mädchen in ihrer Tracht aus, die meistens einfacher in der Ausstattung ist als die der Frauen. Zu den Ködchen wird auch gemusterter Kattun verwandt. Auffallend ist es, daß die kleinen Mädchen das Kopftuch nach Frauenart gebunden haben, was sonst in

Bauernkreisen nicht Sitte ist. Die Männer tragen meistens rotwollene Hemden, und die Knopflöcher der Westen sind mit Lederquasten besetzt. Auch die Chorzower Männer arbeiten viel auf den Gruben und Hütten. Nebenbei verdienen sowohl einige Chorzower, als auch einige Roßberger Bauern viel durch Fuhrdienste für die nahen Gruben.

Ähnlich wie die Roßberger gehen auch die ländlichen Bewohner der Rattowitzer Gegend gekleidet. Obiges Bild zeigt eine Hochzeitsgesellschaft im festlichen Puz. Es fallen dabei besonders die großen, weißen Hauben der Bäuerinnen auf, die etwas nonnenhaft wirken. Sie sind immer mit breitem, buntdurchwirktem, Bande geschmückt, das in zwei Enden über die Brust fällt. Diese Hauben sind besonders im Industriebezirk heimisch. Sie fangen an zu verschwinden. Die Jugend nimmt sie nicht mehr an. Die letzte Generation trägt sie noch gern, ist aber in einzelnen Orten gezwungen, sie aufzugeben, weil die — Plätterinnen aussterben. Das Plätten dieser Hauben erfordert besondere Kunstgriffe, die Geschäftsgeheimnis bleiben und sich von der Mutter auf die Tochter vererben. Mit dem Zurückgehen der Mode wurden die Plätterinnen an Zahl geringer, und in letzter Zeit starb eine in Beuthen und eine in Chorzow, ohne ihr

Blättgeheimnis preisgegeben zu haben. Dies wurde von den Trägerinnen sehr bedauert. „So sind wir gezwungen, die Hauben abzulegen, weil wir niemanden finden, der sie plätten kann“, sagte mir eine Bäuerin. Neben dieser Haube ist die eigentliche Frauenhaube, die das Haar ganz verdeckt und immer unter einem Tuche oder einer anderen Haube getragen wird, noch vielfach verbreitet.

Nächst den Hauben sind es die Kränze der Mädchen, die besonders erwähnt werden müssen. Sie sind sehr bunt, entweder blau oder rosa in der Grundfarbe, aus künstlichen Blumen zusammengesetzt und durch gläserne Perlen belebt. Sie werden durch Band-schleifen geschlossen.

Die auf Seite 633 vorgesehene Tracht ist noch sehr lebendig. Die Kranzfabrikation beschäftigt noch eine Menge Arbeiterinnen und wird fabrikmäßig betrieben. In der Rattowitzer Gegend, namentlich bei Balenze, kommt es heut noch vor, daß die Kränzeldamen Kränze auf dem Kopfe tragen, eine Sitte, die in Galizien, besonders in der Krakauer Gegend, noch verbreitet ist.

Die Hochzeitsitten in Rattowitz sind im Grunde dieselben wie die schon geschilderten; nur die Haubung vollzieht sich unter anderen Ceremonien. Auch wird in manchen Dörfern ein Teller mit Lichtern herumgetragen, in deren Mitte ein Kelchglas mit Wein steht. Jede Kränzeldame trägt einen solchen Teller vor der Braut her. Ihr Amt ist es, bestimmte Persönlichkeiten mit Wein zu bewirten. Der Wein wird immer wieder nachgegossen, bis die Lichter herabgebrannt sind.

In manchen Dörfern erhält die Braut kurz vor dem Kirchgange das Strumpfgeld, das manchmal nur wenige Pfennige, manchmal mehrere hundert Mark beträgt, je nach dem Vermögen des Mannes. Die Braut steckt dieses Geld in die Strümpfe, die sie zur Trauung anzieht und muß das Geld während der Trauung darin belassen. Als Gegengabe spendet sie dem Bräutigam ein Taschentuch und ein Myrtensträußlein. In einzelnen Dörfern darf die Braut während des Hochzeitsmahles nicht am Tische mitessen, sondern muß zusehen, wie es den andern schmeckt.

In der Nähe von Rattowitz wurde von armen Leuten noch vor 20 Jahren die Plachta getragen, ein grobes Sacktuch, das allen möglichen Zwecken diente. Gewöhnlich wurde es mit einer Schmalseite um den Hals geknüpft und fiel dann wie ein langes Tuch über den Rücken. Dieses Leinentuch diente auch als Behälter für allerlei Lasten. Es wurden dann einfach die beiden andern Enden aufgenommen und vorn über der Brust verknüpft. In der

Plachta trugen die Landfrauen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, was auch heut noch in einzelnen Orten nahe der galizischen Grenze üblich ist. Die Plachta wird auch zur Wiege des Kindes, das die Mutter nie ohne ganz besonderen Grund ohne Aufsicht läßt, so lange es noch ganz klein ist. Sie nimmt es auf die Arbeitsstellen mit, besonders zur Feldarbeit. Zwei Holzgabeln werden in die Erde gesteckt, die Plachta wird daran wie eine Hängematte befestigt, und die Wiege („Hulle“) ist fertig. Solche „Hullen“ sind heut noch in kleinen Dörfern zu finden.

Ebenso ist der alte Schafspelz noch häufig. Vor dreißig Jahren kam in Oberschlesien, besonders bei Fuhrleuten, die von Oesterreich kamen, aber auch bei oberschlesischen Bauern noch häufig eine rechteckige Friesdecke als Mantel vor. Sie hatte dunkle Streifen und war naturfarben. Heut sieht man dieses eigenartige Kleidungsstück, das ähnlich der Plachta allerlei Zwecken diente, nicht mehr. Ebenso war vor zwanzig Jahren die Erlaubnis zur Heirat für Burschen von dem Besitze eines jener schon erwähnten, faltigen, blauen Mäntel und eines Paares hoher Stiefeln abhängig. Mantel und Stiefeln stellten einen wertvollen Besitz dar, der nur einmal im Leben erworben wurde, wie es heut noch in einzelnen mährischen Dörfern der Fall ist. Auch sieht man in Oberschlesien, in der Rattowitzer Gegend, die Männer heut noch barfuß auf dem Felde arbeiten. Schuhe und Stiefel wurden früher, noch vor zehn oder fünfzehn Jahren, von Frauen und Männern während des Kirchgangs in der Hand getragen und erst kurz vor der Stadt oder dem Kirchdorfe angezogen.

Auch in der Pleßer Gegend beginnt die Volkstracht, die noch vor fünf Jahren sehr allgemein war, zurückzugehen und der Zwittertracht — Rock, Jacke, lose gebundenem Kopftuch — Platz zu machen. Einzelne Ortschaften gaben sie plötzlich und einmütig auf, wie z. B. Emanuelslegen. Gerade die Pleßer Tracht war einfach und schön. Sie variierte in den einzelnen Ortschaften. Es gehörten zu niedrigen, schwarzen Schuhen rote Strümpfe. Der schwere, dunkle Tuchrock reichte meistens bis zu den Knöcheln. Er hatte zehn Zentimeter über dem Saume ein breites, buntes Seidenband zum Besatz. Die dichtgezogenen Falten wurden im Rücken durch ein festes Röllchen, das unter dem Rocke eingenäht wurde (manchmal einen entkörnten Kukuruzkolben) gestützt. Das tiefausgeschnittene Leibchen war mit Silber- oder Goldlitzen besetzt. Das feine, faltige, nur bis zum Taillenschluß reichende Hemd hatte Puffärmel und mit Zierfichen versehene Säume an Bündchen, Achsel und Ärmel. Die

Stickerien wurden noch im Jahre 1889 in den Grenzdörfern bei Rienspanbeleuchtung im Winter gearbeitet. Die weiten, faltigen Schürzen wurden gern weiß oder bunt bestickt, mit Band geschmückt und einige Zentimeter länger als das Kleid getragen. Das Haar wurde am liebsten glatt gescheitelt und in einen Zopf geflochten, der, mit Band gebunden, über den Rücken herabfiel.

Der Bandschmuck spielte früher eine sehr große Rolle in der Bauentracht. Die Bänder wurden sehr breit, sehr lang und schwer gewählt. Wenn man hört, daß der Zopf, die Perlen und die Schürze je zwei lang herabfallende Bänder erhielten, bei festlichen Gelegenheiten den Kranz vier, sechs, manchmal auch acht Bänder schmückten, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie viel Geld allein das Band zur Bauentracht verschlang. Die Bänderpracht ist heute etwas eingeschränkt worden; aber es gibt noch Bandwebereien, die nur Bauernbänder fertigen.

Zur Plesser Tracht gehört für Frauen als Kopfbedeckung die Haube und das kleine, rote, grün und gelb gemusterte, oder weiße, gestickte Tuch. Die Haube ist ganz glatt, von Leinwand, mit schmalen Spitzenrand besetzt. Sie bedeckt das Haar vollständig und wird nur während des Kämmens abgelegt, oder wenn sie aus Reinlichkeitsgründen gewechselt wird. Ueber der Haube wird außerhalb des Hauses immer das Tuch getragen, das, im Nacken geknotet, wie eine bunte Kappe wirkt. Die weißen Tücher werden anders geknotet als die roten. An der Art, wie das Tuch gebunden ist, kann man die Ortszugehörigkeit erkennen.

Die Plesser Tracht ist schlank. Sie kennt keine Unterröcke. Diese vertritt ein sehr grobes Leinenhemd, das im Taillenschluß in einen Bund gefaßt ist und keinen Oberteil hat. Letzterer wird durch das kurze Blusenhemdchen ersetzt.

In einzelnen Ortschaften ist die Plesser Volkstracht noch beliebt; aber sie nimmt von Jahr zu Jahr ab. Die Tuchröcke kamen anscheinend mit der Tuchindustrie in Oberschlesien in Mode und schwinden auch mit ihr.

Perlen, am liebsten Korallen- und Bernsteinperlen, sind in ganz Oberschlesien beliebt. Sie besitzen im Volksglauben Heilkraft und schützen vor Zauberei und Hexen.

Bunt und wechselvoll ist die oberschlesische Volkstracht, was aber nur an weltlichen und kirchlichen Festtagen so recht auffällt. Dann kommen noch die schwarzen Festkleider der Bergleute dazu oder die weißwollenen Röcke der eingewanderten Galizier, an Markttagen die polnischen Juden in ihren Raftans, die Jüdinnen in der hohen Bandhaube.

Zu bedauern ist es, daß das Interesse für ein Volk, das noch so viel Ursprünglichkeit besitzt, so spät erwacht ist! Noch vor zwanzig, ja zehn Jahren war es leicht, in Oberschlesien volkskundliche Studien zu machen.

Heute ist das Volk misstrauisch und scheu geworden. Man erhält gar keine, oder ausweichende Antworten auf alle Fragen. Nur manchmal bricht die angeborene Zutraulichkeit wieder durch. Dann lassen sich noch viel reizvolle Momente aus dem Volksleben finden, sei es auf religiösem, häuslichem oder sozialem Gebiete.

## Nach Tisch

Das letzte Paar ist aus dem Saal gerauscht.  
Durchs offene Fenster springt der Wind ins Zimmer,  
Hat rasch die Stores zu losen Knäuel gebauscht  
Und geht dann stolz durch Glanz und Kerzenschimmer.

Die Lichter sind aus tiefem Traum erwacht  
Und neigen sich. — Ein tausendfaches Glänzen  
Fliegt über Silber und kristallne Pracht  
In regellosen, bunten Farbentänzen.

Die Blumen zittern, purpurrot und bleich,  
Und eine Rose legt mit leichtem Neigen  
Auf einen Sektkelch ihre Lippen weich —  
Und goldne Perlen in die Höhe steigen.

Hans Herbert Ulrich

## Die Wunschmühle

Nach einer nordischen Sage

Wo wohnt das Glück? Sag's an, wer es weiß!  
Auf König Rüdigers Pfühle!  
Ihm drehen zwei Riesen auf Göttergeheiß  
Die knarrende Wunschmühle.  
Er hat den Himmlischen Gastrecht gewährt,  
Drum haben sie ihm dies Wunder beschert  
In segnendem Dankgefühle.

„So mahlet ihr Riesen mir Gold im Nu  
Und Glück meinem Volke und Frieden.  
Ein lustiges Liedlein singet dazu,  
Zum Lob, weil mir solches beschieden.  
Laßt kreisen die Steine in emsigem Fleiß  
Den Menschen zum Heil und den Göttern zum Preis,  
Und nennt mich schon glücklich hienieden!“

Was bergen die Zwerge in felsigem Schacht?  
Was funkelt im Strahle der Sonne?  
Was krönt selbst Fürsten mit köstlicher Pracht?  
Was füllet das Erdreich mit Wonne?  
Sie mahlen, sie mahlen dem Könige Gold,  
Schon stiebt es und stäubt es und häufelt sich hold  
Und füllet ihm Truhe und Tonne.

„Wir mahlen, wir mahlen dir, Rüdiger, Gold;  
Schon darfst du den Reichsten dich brüsten!  
Sie her, wir taten, was wir gefollt,  
So laß uns nun ruhen nach Lüsten,  
Auf daß wir dann froh mit erneuertem Fleiß,  
Den Völkern zum Heil und den Göttern zum Preis  
Das Glück deiner Lande dir rüsten!“

„Ihr dürft noch nicht rasten; ihr dürft noch nicht ruhn!  
Ich will weit reichere Beute!  
Gold, Gold ist das Glück! So schafft es mir nun,  
Und schafft es mir morgen wie heute!  
Dreht weiter und weiter in eherner Haft!  
Wie wäret ihr Riesen, wenn eure Kraft  
Sich nicht fortwährend erneute?“

Und weiter wirbeln die Riesen in Hast  
Die Steine zu schwindlichem Drehen.  
Es häuft in den Kammern sich Last auf Last,  
Rot schimmernd, ein Wunder zu sehen.  
Doch höher und höher, stets ungestillt,  
Die Eier im Herzen des Königs schwillt,  
Wie Flammen bei Sturmeswehen.

„Und dämpfst du nicht endlich, Herr, die Begier,  
So fürchte die eigne Gefährde!  
Schon dröhnt, wie vom Brausen der Windsbraut schier,  
Vom Ruhm deines Reichthums die Erde!  
Für rastlose Mühe gib Ruhe zum Preis,  
Auf daß wir dann froh mit gesteigertem Fleiß  
Erneuern die eigne Beschwerde!“

„Ja, wadere Riesen aus Jötunheims Blut!  
Ihr, die ihr die himmlischen Mächte  
Zum Kampf einst gefordert voll Uebermut,  
Ihr müde? Das wär mir das Rechte!  
Nein, so wie die Flammen in Muspelheim sprühen,  
So rastlos sollt ihr mir schaffen und glühn,  
Ihr seid nicht umsonst nun die Knechte!“

So mahlen wir weiter denn morgen wie heut,  
Wir mahlen mit Nechzen und Stöhnen.  
Weh, weh uns! Kein Gott ist, der Schonung gebeut  
Der Erde gewaltigen Stöhnen.  
Und knirschen wir gleich in die Ketten voll Mut,  
Nur höher flammt ihrer Begierde Glut,  
Und Spott nur belohnt uns und höhnen!

Wir mahlen, wir mahlen in rastloser Qual,  
Und dennoch, wir wollen nicht zagen!  
Die Stunde der Rache muß doch einmal  
In feuriger Lohe uns tagen.  
Wenn ruchlos der Mensch seiner Eier nicht mehr wehrt,—  
Es nahet der Tag, da ihn selbst sie verzehret;  
Und dann muß die Stunde uns schlagen!

Dann wollen wir wirbeln, nun wieder beschwingt,  
Die Steine, daß Funken sie sprühen,  
Daß jubelnd die Flamme, frohlockend, verschlingt,  
Was Menschen erschuf unser Mühen.  
Dann wollen, entledigt der Fesseln all,  
In Trümmer wir schlagen den Erdenball  
Und jubelnd zur Heimat entfliehen! . . .

„Herr, hörst du den Schlachtruf von draußen her?  
Will's jäh dir die Wange entfärben?  
Rings dräuen die Feinde wie Sand am Meer,  
Sie lechzen nach deinem Verderben.  
Wir mahlen, wir mahlen dir, wie wir gefollt!  
Doch flammt auch in andren die Eier nach dem Gold.  
Nun, Rüdiger, gilt es zu sterben!“

Conrad Schmidt in Gleiwitz

## Was bedeutet der Name Breslau?

Von Paul Hefftner in Breslau

Diese Frage hat Herr Hugo Kretschmer auf Seite 596 des III. Jahrgangs dieser Zeitschrift zu beantworten versucht. In der nachstehenden Arbeit soll auf Grund tieferen Eindringens in das Wesen der slavischen Sprache jene Beantwortung widerlegt werden. Der Verfasser jener Ausführungen hat zwar richtig angenommen, daß der Name slavischer Herkunft ist; aber er bestreitet von vornherein, daß er auf den ursprünglichen Erbauer oder Wiedererbauer Wratislaw zurückgeführt werden könne, weil ein solcher Erbauer nicht bekannt sei, und weil es im ersten Jahrtausend in Schlesien nicht üblich gewesen sei, einen Ort nach seinem Begründer oder Erbauer zu nennen. Namen wie Janowitz, Peterwitz usw. seien viel jüngeren Ursprungs. Man habe vielmehr jeden Ort nach seiner Lage, oder nach einem besonderen Umstande, der ihn vor andern auszeichnete, nach einer Baumart und Ähnlichem benannt, und es wäre kaum anzunehmen, daß man bei Breslau von diesem Gebrauch abgegangen sei, da dieses nicht anders entstanden, als die andern Orte Schlesiens des ersten Jahrtausends auch.

Darauf ist zu erwidern, daß von dem Gründer Breslaus, oder besser, von dem Wratislaw, nach dem die Stadt Breslau ihren Namen trägt, allerdings nichts bekannt ist, nicht einmal annähernd die Zeit, wann er gelebt und unsere Stadt gegründet hat. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß die Ortsgründung sein Werk war. Sicher ist nur, daß sein Name in dem ursprünglichen Namen der Ansiedelung, aus der Breslau sich entwickelt hat, wiederzuerkennen ist. Aber weiß man denn bei den allermeisten Ortsnamen, die auf Personennamen beruhen, von den betreffenden Personen nicht ebenso wenig wie von unserm Wratislaw? Man denke z. B. an den Personennamen Ratibor, nach dem die gleichnamige Stadt benannt ist, oder an Wladislaw, der den Städten Wladislawia, später Leslau, und Inowrazlaw, jetzt Hohenalza und Loslau in Oberschlesien, ihre Namen gegeben hat, an Miloslaw, Jaroslaw, Wladimir, Kazimierz u. a. Die Taten der Männer, die einst diese Namen trugen, sind ebensowenig der Nachwelt überliefert, wie die unseres Wratislaw und zahlreicher anderer, und doch sind ihre Namen in Ortsnamen erhalten. Die Behauptung, daß deshalb, weil von Wratislaw sonst nichts bekannt ist, sein Name nicht auf den unserer Stadt übergegangen sein kann,

ist also auf Grund dieser Tatsache nicht aufrecht zu erhalten.

Der weitere Einwand, daß im ersten Jahrtausend in Schlesien Ortsbenennungen nach ihren Gründern nicht üblich gewesen seien, ist aus dem Umstand doch kaum zu folgern, daß außer Breslau nur zwei schlesische Orte urkundlich im 1. Jahrtausend erwähnt werden: Cladco (Glatz) und Nemci (Nimptsch), von denen das erste „Blockhaus“, das zweite „Deutsche“ bedeutet, die also beide allerdings nach Personennamen nicht benannt sind. Aber in dem Schutzbriefe des Papstes Hadrian IV von 1155, der ältesten Urkunde, in der zum erstenmal zahlreichere, schlesische Ortsnamen aufgeführt werden, finden sich viele mit der Endung *ici*, auch einige auf *ov* und *ovo* endigende, die sämtlich nur auf Personennamen zurückgehen können.

Es wird also auch nicht behauptet werden können, daß Ortsbenennungen nach Personennamen später erfolgt seien, als die der nach ihrer Lage usw. benannten Orte. Im Breslauer Landkreise z. B. wird Domsław, das auf dem Personennamen Domaslaw beruht, schon 1202 urkundlich erwähnt, Thauer sogar schon 1155 (Turow d. i. Ort eines Tur-Muer, als Personennamen gedacht), das nach seiner Lage benannte Wessig (Wysoka = hoch) 1226 und Gubrowitz 1155 (Gorice d. h. Bewohner eines Brandplatzes).

Hieraus ist zu ersehen, daß die beiden von Kretschmer zeitlich getrennt gehaltenen Benennungsarten gleichzeitig vorkamen, und daß die Behauptung, die nach Personennamen gebildeten Ortsnamen seien jüngeren Ursprungs, unhaltbar ist.

Nachdem Hugo Kretschmer auf diese Art die Ableitung des Namens Breslau vom Personennamen Wratislaw abgewiesen hat, führt er aus, daß der Name besser von Brod-slaw, einer vermeintlichen Verkürzung von *brod slawny* = berühmte Furt, mit der Bedeutung gute, vortreffliche Furt, abzuleiten sei, daß diese Ableitung wenigstens nahe liege. Er begründet dies damit, daß Breslau seinen Ursprung dem früheren bequemem Oderübergange verdanke, der vom jetzigen Ritterplatze in nördlicher Richtung über die Sand- und Domsinsel zum rechten Ufer hinüberführte, also einer Furt, polnisch *bród*. Die Benennung nach der Lage an der vortrefflichen Furt wäre also ganz natürlich.

Hierauf ist zu erwidern, daß, wenn auch eine Vertauschung von wrót und bród als sehr wohl möglich zugegeben werden muß, eine Verkürzung des Adjektivs slawny (berühmt) in slaw sprachlich undenkbar ist. Aber auch sachlich ist diese Deutung zurückzuweisen; denn wenn man slavisch eine Furt als „gut“ hätte bezeichnen wollen, würde man dafür das einfachste und gebräuchlichste Adjektiv dobry = gut gewählt haben; slawny hätte nur einen Sinn, wenn etwa eine dort gelieferte, entscheidende Schlacht die Furt berühmt gemacht hätte. In keinem Falle aber dürfte die zweite Silbe von slawny fortfallen.

In dem angezogenen Aufsatz wird die Beweisführung durch die Andeutung des Verfassers zu stärken versucht, daß dem Wort slawa vielleicht hier eine andere Bedeutung unterzulegen sei, da es nicht nur Ruhm bedeutet, sondern auch ein Beinamen der Perunata, der slavischen Frigga, sei. „Es ist darum nicht ausgeschlossen“, fährt Kretschmer fort, „daß die slavische Himmelskönigin an einer Stelle der Furt ein Heiligtum gehabt hat.“ Dieser Zusatz verbessert oder verstärkt die Beweisführung keineswegs. Mit ihm wird nämlich das Gebiet der nüchternen Forschung verlassen und der Pfad der Phantasie beschritten. Die slavische Mythologie ist nämlich in tiefes Dunkel gehüllt. Sie nennt uns sehr wenige Götter, in erster Reihe den Donnergott piorun (heut polnisch den Blitzstrahl und Donner Schlag bedeutend). Die Perunata oder Slava aber ist die freie Erfindung irgend eines Verfassers einer slavischen Mythologie denn für die slavischen weiblichen Gottheiten fehlen in Wahrheit jegliche überlieferte Namen.

Bei der Namensforschung und -deutung soll man sich nur an die Namensschreibungen, besonders an die ältesten, halten und aus diesen den Sinn des Namens zu enträtseln suchen. Alle Möglichkeiten, die dem Etymon Ähnliches enthalten und alle andern Erwägungen führen nur auf Abwege, und das Resultat der Untersuchungen, die auf solche Weise geführt werden, unterscheidet sich dann wenig von den Ergebnissen der Volksetymologie.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat in einem kürzlich erschienenen Buche\*) die von Kretschmer verworfene Ableitung des Namens Breslau von dem Personennamen Bratislaw, polnisch

Wroclaw, gerade als die richtige aufgestellt. Er befindet sich dabei in Übereinstimmung mit nachhaften Slavisten. Der genannte Personennamen, dessen öfteres Vorkommen in früheren Jahrhunderten urkundlich nachgewiesen ist, ist zusammengesetzt aus einer Wunschform des Verbums: polnisch wrócić, wracać, czechisch vracetí, vratiti, russisch vorotit', voroćat', altslavisch vratiti = vertere, evertere, fugare zurückkommen, wiedererstaten, stürzen, vertreiben, in die Flucht schlagen und slaw, slav slav, dem genitiv plural von polnisch slawa, czechisch, russisch und altslavisch slava = nomen, fama, gloria Name, Ansehen, Ruhm. Der berühmte Slavist Niklosij erklärt Bratislaw: ab evertendo, a fugando, vincendo nomen habens. Mit dem einem neuen Weltbürger gegebenen Namen pflegte und pflegt jetzt noch ein Wunsch verbunden zu sein. Der in dem Namen Bratislaw enthaltene lautet deutsch: möge er den Ruhm wiederbringen, oder freier übersetzt: möge er siegreich sein!

Unverändert ist der Personennamen nicht Ortsname geworden, sondern es wurde durch Erweichung des auslautenden w mittels des Suffixes j ein Possessivadjektivum gebildet, das den von Bratislaw gegründeten, bewohnten, oder von ihm als Eigentum besessenen Ort bezeichnet. Geschrieben wird er polnisch Wroclaw' (w' für wj), der Mannesname Wroclaw.

Herrn Kretschmer scheint trotz allem bekannt, daß bei Namensdeutungen auf die ältesten Schreibformen besonders geachtet werden muß; denn er geht nicht leichtfertig über das i in Thietmars Schreibung vom Jahre 1000, Wrotizla, hinweg, das der Deutung brođslav widerspricht. Er behauptet aber, es komme später nicht mehr vor und entbehre also wohl wie das e in Piessela (1267) der Berechtigung. Hier irrt er doppelt: 1. Dieses i (zuweilen durch c ersetzt) kommt in den Namensschreibungen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts fast durchweg, also noch sehr oft vor, vom 14. Jahrhundert an findet es sich nur in den lateinischen Namensformen. 2. Gerade dies von Kretschmer verworfene i ist ein integrierender Bestandteil der zu dem Namen verwendeten Verbalform vom polnischen wrócić, czechisch vratiti usw. Wenn es in dem polnischen Wroclaw ausgefallen und deshalb auch der jetzige Name Breslau zweifelhaft geworden ist, so zeigen doch die vielen lateinischen und czechischen Namensformen bis auf den heutigen Tag dies wohlberechtigte i und deuten auch damit auf des Namens wirkliche Herkunft.

\*) Ursprung und Bedeutung der Ortsnamen im Stadt- und Landkreise Breslau von Paul Heffner. Mit einem Stadtplan und einer Kreisarte. Breslau 1910, Ferdinand Hirt.



Der Oberschlesische Turm in Posen  
erbaut von Professor Hans Poelzig

phot. Ed. van Velden in Breslau

